

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Edelweiskönig.

Eine Hochlandsgegeschichte. Von Ludwig Ganghofer.

(Fortsetzung.)

Der Zauber war gesprochen — und jetzt erschraf Beverl vor ihrem eigenen Muth. Sie begann an allen Gliedern zu zittern, krampfhaft umschlossen ihre Finger den Stengel der Edelweißblume, Frost und Hitze wechselten in ihrem Körper, ihr Herzschlag stockte, und der Athem drohte ihr zu versagen. Mit angstvollen Blicken starrte sie umher in der tiefen Dämmerung — mit jedem Augenblicke meinte sie die geisterhafte Gestalt des Beschworenen vor sich auftauchen zu sehen — aber Sekunde um Sekunde wurden zu Minuten, mehr und mehr verschleierte die sinkende Nacht den Grund, und nur das dumpfe Klaischen des Höllbachs war zu hören, sonst kein Laut rings in der dunklen Runde.

Endlich schüttelte Beverl aufseufzend das Köpfchen. Es war Verleicherung, was sie empfand, und nicht Enttäuschung. „s muß dengerst net das rechte Bleaml sein!“ flüsterte sie.

„Es hilft nig — bleiben muß ich — bleiben die ganze Nacht!“ dachte sie schluchzend, „und zwar hier am Höllbachgraben.“ Dann hob sie die zitternde Hand, bekreuzte sich und begann zu beten.

Während sie so mit leiser Stimme ein Vaterunser um das andere sprach, überkam eine ruhige, tröstliche

Stimmung ihr Gemüth. Sie konnte zu fürchten? Ewig würde die Nacht ja sie — und bei grauem Morgen

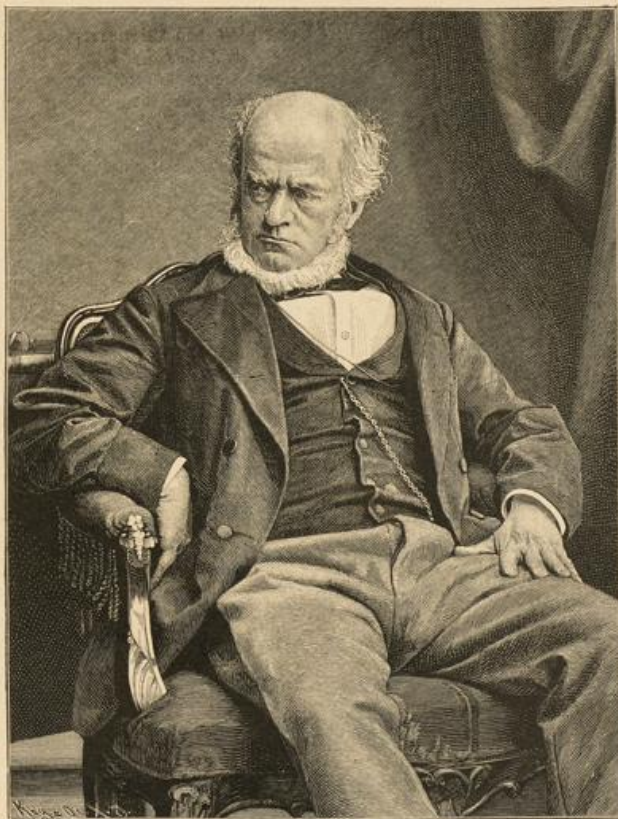
beten — was hatte sie da auch nicht wahren, meinte schon mußte Dori in die Sonnshütte kommen; dann würde er mit Enzi ausgehen, um sie zu suchen und zu finden.

So begann sie sich in ihr Schicksal zu ergeben, und mit Geduld ertrug sie die heftigen Schmerzen an ihrem Fuße, um dessen Knöchel sich eine glühende Geschwulst gebildet hatte.

Die Nacht war da; kühl und finster lagerte sie über den Bergen; nur wenige Sterne funkelten mit mattem Schein am Himmel, der sich mit dünnen Nebelschleieren überzogen hatte. Von den felsigen Höhen fuhr ein kalter Wind zu Thal, bald zu tragem Luftzuge sich dämpfend, bald fauchend unter jähen, heftigen Stößen; es war ein Wind, der nahen Regen verkündete.

Beverl kannte die Bedeutung dieses Windes. Mit besorgten Blicken schaute sie in die westliche Ferne und sah vom Horizonte eine schwarze Wollenmauer emporsteigen, die auf ihrem Zuge Stern um Stern vom Himmel löschte.

Mühsam rückte sie einem Felsblock entgegen, hinter welchem sie die scharfe Kälte des Windes weniger zu spüren hatte und wohl auch einigen Schutz vor dem



Adolph Menzel. Nach einer Photographie von Adolph Salwas, Holzschnitt in Berlin.

Regen finden konnte, wenn das drohende Unwetter zum Ausbruch kam. Kaum hatte sie ihren Sitz zu Füßen des Blockes eingenommen, als sie mit beiden Händen heftig an die Brust fuhr; sie fürchtete das Edelweiß verloren zu haben, das sie ins Nieder gesteckt hatte. Gleichzeit athmete sie auf, als sie die Blume fühlte. Sie wollte dieselbe bewahren zum lebenslangen Gedenken an diese Nacht — und an die verwegene Hoffnung, die der erste Anblick des weißen Sternes in ihr erweckt hatte. Bei dem Gedanken an jene Minuten schalt sie sich im Stillen um der herz- und athemstodenden Angst willen, von der sie sich beim letzten Worte der so müthig begonnenen Beschwörung hatte befallen lassen. Was hätte sie zu fürchten gehabt — von diesem „so viel guten Geist, der alle braven Menschen gern hat“, wie ihr „Vater“ wohl zu hundertmalen ihr versichert hatte?

Sie sah den Alten im Geiste vor sich stehen, in der Gestalt, die ihr der Vater einst geschildert — sie sah den grauen, faltigen Mantel, das weiße Gesicht mit den blauen Augen, den braunen Bart und auf dem lockigen Haar den mit der Edelweißkrone geziernten Hut — eine Gestalt „zum Geruhaben ehrender als zum Fürchten“.

Das hätte sie sich wohl gefallen lassen können, meinte sie jetzt, wenn er in solcher Gestalt ihr erschienen wäre, wenn er sie auf seine Arme gehoben, bis zur Hütte getragen, mit einer Berührung seiner Hand ihren Fuß geheilt und sie noch überdies mit reichen Geschenken bedacht hätte. Sie hätte beschwören können, daß sie von dem Sprüchlein, das der Vater sie einst gelehrt, kein Buchstäbchen vergessen hatte; „s Bleam! halt“, dachte sie, „s Bleam! kann net 's rechte sein!“ Sie mußte sich wohl beim Zählen der Strahlen geirrt und sicherlich den einen und anderen doppelt gezählt haben.

Jögernd löste sie die Blume von ihrer Brust und begann mit den Fingern die sammetweichen Fäden des Sternes abzuzählen. Und wieder zählte sie dreißig Strahlen. Sie schrak zusammen, die Wangen wurden ihr heiß, und ein Zittern kam in ihre Hände. Aber sie schüttelte den Kopf und wollte nicht glauben. „Ah ja — ah ja — ich hab' ja vergessen —“ stammelte sie plötzlich, tastete nach der Mitte der Blume — und fühlte richtig die „sechs Schöpfelchen“ — sechs kugelige Samentöpfchen. Ein Schauer überlief ihre Schultern. „Na — na — und es kann ja doch net 's rechte Bleam! sein — sonst hätt' er ja kommen müssen“, stotterte sie, begann aufs neue die Strahlen zu zählen — und dabei vergaß sie des schmerzenden Fußes, vergaß sie der Nacht und des Himmels, der in der weiten Kluft schon behangen war mit dicht geballtem, wogendem Gewölke. Erst als ein greller Blitz zur Erde zuckte, dem ein rascher, krachender Donner folgte, fuhr sie auf.

Da fielen auch schon die ersten schweren Tropfen — und ehe noch Beverl zum Schutze sich enger an den Fels zu schmiegen vermochte, rauschte und klatschte schon ein strömender Regen über das Gestein.

Beverl legte die Blume in ihren Schoß, zog die Kniee in die Höhe und schlug das oberste Mädchen gleich einem Mantel um die freistehenden Schultern. Es war ein larger Schutz, den sie dadurch gewann. Mit Säusen und Wirbeln peitschte der Wind ihr den Regen entgegen, und bald fühlte sie, wie die kalte Nässe durch das dünne Gewebe an ihren Körper quoll. Ungebuldig harrete sie auf einen Blitz, bei dessen Schein sie in ihrer Nähe einen besseren Unterschlupf zu gewahren hoffte.

Mit einem Male fuhr sie lauschend auf — es war ihr gewesen, als hätte sie Tritte gehört — und nun wieder vernahm sie ein Knirschen und Klirren, als ginge Einer mit genagelten Schuhen über das Geröll.

„Dori — Dori — bist Du's?“ so rief sie mit hastender, flehender Stimme in Sturm und Nacht hinein.

Die Tritte verstummten, und schon wollte das Mädchen zu neuem Ruhe die Lippen öffnen. Da jählings loderte mit einem Donnerschlage, unter dem die Erde bebte und schüttelte, ein Blitzstrahl aus den Wolken, bei dessen flammendem Scheine der Wald und die Berge wie in Feuer zu schwimmen schienen — und mit einem gellenden Aufschrei warf sich Beverl in die Kniee. Wenige Schritte vor ihr, inmitten der lodenden Helle, ersah sie eine Gestalt in grauem Mantel, mit geisterblassem Gesichte, welches ein dunkler Bart umrahmte und lockige Haare umwallten, darauf der Spighut saß, den eine Krone von Edelweißsternen schmückte.

„Alle guten Geister — der Edelweißkönig!“ vermochte Beverl noch zu stammeln, dann schwanden ihr die Sinne.

Als Beverl aus ihrer Ohnmacht erwachte, waren die klatschenden Schläge des Regens auf ihrer Wange das Erste, was sie empfand. Die kalte Nässe ermunterte sie rasch, und sie fühlte plötzlich, daß ihr Haupt an einer Schulter ruhte, daß ein Mantel ihren Körper eng umschlang, und daß sie von zwei starken Armen durch Sturm und Nacht getragen wurde. Im gleichen Augenblicke erinnerte sie sich an Alles und meinte zu verstehen, was mit ihr geschah. Ein seltsames Gefühl, halb Schreck, halb wüthiger Schauer, durchzuckte sie bei dem Gedanken, daß es nun wirklich so gekommen war, wie sie in ihrer Noth geträumt und gehofft hatte: der beschworene Alf war ihr erschienen, hatte sie auf seine Arme gehoben und trug sie wohl jetzt der Umhütte zu.

Es war ihr, als ging es wie im Fluge, während in Wahrheit doch ihr Retter mit ängstlicher Vorsicht über das rauhe Geröll dahinschritt und sich in der sturmerfüllten Finsterniß mit schwerer Mühe einen Weg durch die wirren, triefenden Laßchen bahnte. Inmitten des Gebüshes hielt er stille, und Beverl sah beim rasch verflackernden Scheine eines Blitzes, wie dicht vor ihr ein mächtiger Felsblock, als hätte ein Zauberswort ihn bewegt, langsam zur Seite rollte. Gleich darauf war es ihr, wie wenn sie mit jenem, auf dessen Armen sie ruhte, in die Erde zu versinken begänne. Erschrocken fuhr sie zusammen, und während hinter ihr ein dumpfer Schlag sich hören ließ, als hätte sich eine schwere Feste geschlossen, stammelte sie mit zitternden Lippen den Namen des Erlösers und der heiligen Jungfrau.

Da schlossen sich die beiden Arme fester um ihren Leib, und an ihr Ohr schlug eine traulich klingende Stimme: „Mußt Dich net fürchten, Beverl, es g'schieht Dir nix! Und — is Dir schon wieder besser, han? No — Gott sei Dank!“

Gott sei Dank! Dieses eine Wort gab ihr allen verlorenen Muth zurück. Was Uebles konnte ihr von einem Geiste widerfahren, der vor den heiligen Namen, die sie gesprochen, nicht in Rauch und Luft zerfiel, der selbst den lieben Herrgott auf den Lippen führte? Da konnte es ihr nun gleichgültig sein, ob er sie zur Almshütte trug, oder in sein eigenes „Geisterhöhl“. Sie wußte, daß er sie vor dem Sturme schützte und ihren Fuß heilen würde — das Wie war seine Sache.

Wohl hob sie jetzt schon mit einem müthigen Blicke die Augen, aber undurchdringliche Finsterniß lag um sie gebreitet. Sie fühlte nur, daß es tiefer und tiefer ging, wie über Geröll und steinerne Stufen. Es mußte ein schmaler Gang sein, durch den sie getragen wurde. Denn sachte streifte sie bald mit den Haaren, bald mit einer Fußspitze die Wände.

Mit jeder Sekunde steigerte sich ihre Spannung und das Gefühl des Wunderbaren, von dem sie befangen war. Mit jedem Augenblicke erwartete sie das Aufstrahlen eines zauberhaften Lichtes, jetzt, und jetzt, meinte sie, müßte sich das unterirdische Reich des Alf in jener Pracht enthüllen, die sie in ihren Träumereien sich ausgemalt hatte, und die zu schauen immer und immer das Ziel ihrer stillen Wünsche gewesen war. In dieser Erwartung eines Ungewöhnlichen bestärkten sie die seltsamen, zischenden und pfeisenden Laute, die sie manchmal vernahm, das geisterhafte Klattern, das ab und zu an ihrem Haupte dicht vorüber zu hinken schien, das dumpfe Dröhnen und Knattern, welches sich von Zeit zu Zeit erhob, und das geheimnißvolle Murmeln und Rauschen, das von Sekunde zu Sekunde deutlicher hörbar wurde, das bald wie nahe plaudernde Stimmen klang und bald wie fernes Gelächter.

Nun plötzlich verhielt ihr Retter die Schritte, loderte den Mantel, der sie umhüllte, und während sie ihn sagen hörte: „So, Beverl, schau, da kann Dir kein Sturm nimmer an und kein Regen!“ ließ er sie niederzgleiten auf die Erde. Kaum aber, daß sie auf die Füße zu stehen kam, sank sie mit einem leisen Weh laut in die Kniee.

„Ja um Gotteswillen! Was hast denn? Du kannst ja net steh'n!“ so hörte sie ihren Alf ganz erschrocken fragen. „Bist am End gar recht ungut g'fallen und hast Dir 'was 'than?“

„Ja — am Fuß — am linken —“ stammelte sie und fühlte sich im gleichen Augenblicke wieder emporgehoben, einige Schritte getragen und achsam niedergelassen auf ein weiches Lager, während er im Tone ängstlicher Besorgnis ausrief: „D mein Gott! Ja — jetzt versteh' ich's. Da muß ich ja gleich nachschauen — aber — aber forj' Dich net! Es wird ja so g'fährlich net sein! Das wird sich schon wieder machen lassen — ja — da weiß ich gar viel, was gut is für so was!“

Freilich, dachte Beverl und nickte unwillkürlich mit dem Köpfschen, was gut ist für so was, wer in der Welt sollte das besser wissen als er, der da mit hastigen Schritten sich von ihr entfernte? Sie hörte ein Rascheln und Knistern, sah ein röthliches Licht erglimmen und an einer goldig glühenden Felswand die helle Flamme einer Fackel aufleuchten. Sie verwandte keinen Blick zur Rechten oder Linken, mit gebannten Augen hing sie an der männlichen Gestalt, deren Umrisse sich scharf von der flackernden Helle abhoben — und da meinte sie gleich zu erkennen, daß diese Gestalt auf ein Haar der Gestalt ihres Vaters glich, der ja auch eine Zoppe getragen hatte, eine kurze Lederhose, graue Strümpfe und genagelte Schuhe. Sie meinte ihn ordentlich vor sich zu sehen, wie er oft, wenn er an stürmischen Tagen vom Walde nach Hause gekommen, auf dem Herde das Feuer ansührte, während das Wasser vor ihm niedertroff, gerade so wie von jenem, der dort vor der lodernden Fackel stand.

Nun wandte er sich und kam, in der Hand ein Kerzenlicht, auf das Lager zugehend. Beverl sah, zitternd am ganzen Leibe, und starrte in sein bleiches Gesicht, das mit dem gekrümmten Barte und zwischen den braunen, die Schultern berührenden Haaren sich anah, wie das Gesicht eines Jünglings, und dennoch wieder wie das von Kummer und Schmerzen erzählende Antlitz eines gereisten Mannes.

Dicht vor Beverl blieb er stehen, hob das Licht empor, als wollte er sein Gesicht noch heller beleuchten, und frag mit einer Stimme von tiefstem Mlange: „Beverl! Kennst mich denn auch? Weißt denn, wer ich bin?“

Sie vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen. Sie nickte nur, während sie seinen Blick von seinem Gesichte verwandte, mit dem Köpfschen hastig vor sich hin. Wie hätte sie ihn nicht kennen sollen? hatte sie ihn doch selbst gerufen!

„Gelt, gelt, das verschlagt Dir völlig d'Keb' — und leicht willst es gar net glauben, daß ich's bin, g'wiß und wahrhaftig,“ sagte er. „Aber — aber jetzt is ja net Zeit zum reden,“ hörte sie ihn weiter sagen. „Komm, Beverl, komm, laß mich Dein Fuzerl b'schauen!“

Er ließ sich auf die Kniee nieder, stellte den Leuchter neben sich auf den felsigen Boden und begann an Beverl's verletztem Fuß die Schuhriemen zu lösen. So sachte und sorgsam er dabei auch verfuhr, Beverl meinte vor Schmerz vergehen zu müssen; aber sie presste die Lippen zusammen und rührte sich nicht.

„O mein Gott, Beverl, o mein,“ so jammerte er, als er den entblößten, rothverschwollenen Fuß auf seinen Knien hielt, „das schaut sich ungut an.“ Dann bat er sie, zu versuchen, ob sie den Fuß noch zu bewegen vermöchte. Mit aller Gewalt verbiß sie den Schmerz, drehte den Fuß rings im Knöchel und rührte die Zehen.

„Na also,“ sagte er und schaute mit einem ermunternden Lächeln zu ihr empor. „Das schaut sich äbler an, als wie's is. Da is mir 'broden und nig g'rißen. Weißt, arg aufg'schürt hast Dich halt — und natürlich — 's G'lenk a bißl verprellt und leicht a Klagen überzogen. Aber jorg' Dich net — ich richt' Dir Dein Fuzerl, Dein armes, schon wieder z'fannr, daß gar nig nimmer merkt.“

Da erschien auch auf Beverl's Lippen ein muthiges Lächeln — alles kam ja, wie sie geträumt und erwartet hatte — mit ehrfurchtlich dankbaren Blicken schaute sie auf ihn nieder, und als er nun den Fuß noch einmal betrachtete und dabei die beiden Hände sanft um den noch verschwollenen Knöchel legte, fühlte sie durch die Kühle, die von diesen Händen in ihr heißes brennendes Blut überströmte, den Schmerz zur Hälfte gelindert.

Jetzt rückte er einen nahestehenden Holzstuhl herbei, legte den kranken Fuß darauf, damit das „g'funktene Blut a bißl verlaufen“ könnte, wie er sagte; dann raffte er den Leuchter von der Erde, eilte davon, und als ihm Beverl nachschaute, war es ihr, als verschwände er mitten durch die Felswand ihren Blicken. Regungslos und mit verhaltenem Athem lauschend saß sie; aber sie hörte keinen Tritt, nur das Knistern der Fackel und jenes geheimnißvolle Murmeln und Rascheln. Sie krenzte die Arme über dem pochenden Herzen und lugte mit scheuen Augen in dem länglich gerundeten Höhlenraume umher, in dessen äußerster Mündung die Mündung des Felsenganges, durch den sie gekommen sein mußte, gleich einem schwarzen Trichter sich ansahm. Staunend betrachtete sie die im Fackelschein schimmernden und glühenden Wände, die ihr wie von tausend Edelsteinen überfärbt erschienen. Ueber diese Wände wollte sich eine von sinkelnden Tropfen und Zaden starrende Kuppel, die bei dem Spiele der zuckenden Lichter

und Schatten sich anah, als tröffe sie von flüssigem Erze — von hellem Gold und Silber, wie Beverl meinte. Auch die nichts weniger als feenhaft Einrichtung der Höhle mit dem kleinen eisernen Ofen, mit Pfannen, Krügen und Schüsseln, welche hier und dort auf Vorsprüngen und in Spalten der Wände lagen und staken, ja selbst die richtige Bettlade mit einer Heumatrake, einem Polster und zwei schneeweißen Lammfellen darüber, wußte Beverl ihrem Glauben anzupassen; hatte sie doch von ihrem Vater erfahren, daß die guten Geister, als deren erster und bester ihr der Edelweißkönig galt, bei all ihren geisterhaften Eigenschaften „im übrigen akral wie d' Menschen sind“, daß sie hungern und dürsten, trinken und essen.

Democh schrak sie leicht zusammen, als sie jenen, an den sie unablässig dachte, „plötzlich vor sich stehen sah, als wäre er aus der Erde hervorgewachsen“. Er hielt ein gefaltetes nasses Tuch in Händen, das sich freilich anah wie ein grobkörniges „Handfahul“, das aber gewiß irgend ein feenhaftes Gewebe war, welches er beträufelt hatte mit wunderbarer Arznei. Unter freundschaftlich zurendenden Worten wand er dieses Tuch um Beverl's kranken Fuß; dabei feufzte sie und delückte die Augen zu vor Schauer und Behagen. Ach — wie kalt das war! — und wie wohl das that! Nun faßte er sie um den Leib, als wollte er sie auf dem Bette in bequeme Lage bringen, fuhr aber hastig mit den Armen zurück: „O mein Gott! Daß ich da net schon lang dran denk' hab! Bist ja über und über naß. So kannst ja net bleiben — da thätst mir ja am End' noch verkranken.“

Mit einem zögernden Blicke streifte sie sein eigenes, bis auf den letzten Faden durchnähtes Gewand. Er gewahrte diesen Blick und sagte, als vermöchte er in ihren Gedanken zu lesen: „Mein, mir schadt's nig! Bei eim Leben wie das meinige, weißt, da wird man so was g'wöhnt. Aber Du — Du darfst mir net so bleiben! Mußt schon 's Tüchel weglegen, und 's Mieder — und — 's oberste Röckel wenn abstreifen thätst, das machet ja auch nig. Ich zünd' a Feuer an, das macht a bißl warm herin, Deine Sachen werden wieder recht schön trocken — und — und schau — scheuen mußt Dich sein g'wiß net vor mir. Gelt na? Ich bin ja doch schier gar wie a Bruder zu Dir!“

Mit einem vertrauensvollen Blicke schaute Beverl zu ihm empor und nickte unter einem schüchternen Lächeln mit dem Köpfschen. Dann hob sie die zitternden Hände und löste das geblumte Tuch von ihren Schultern. Als sie das Mieder öffnen wollte, schrak sie plötzlich zusammen. „Jesus Maria,“ stammelte sie, „'s Bleaml — mein Bleaml hab' ich verloren!“

„A Bleaml hast verloren?“
„Ja, ja, 's Edelweiß — mein Edelweiß!“
„Geh, da brauchst Dich net z' kümmern,“ tröstete er. „Kannst ja wieder eins haben von mir — ich hab's ja g'ung. Hundert für eins kannst haben!“

Ein Seufzer der Erleichterung schwellte ihre Brust, und während er sich dem Ofen zuwandte und sich bei demselben zu schaffen machte, legte sie rasch das Mieder ab und streifte das durchnähte Röcklein nieder über das rothe Unterkleid. Dann breitete sie die abgenommenen Gewandstücke über den Holzstuhl und ließ sich lautlos zurückjucken auf das Lager.

Als sie nun vom Ofen her Schritte sich nähern hörte, überkam sie trotz all der willenlosen Folgsamkeit doch ein Gefühl der Scheu und Scham, und hastig zog sie die wollene Decke über sich her bis an den Hals.

Jetzt stand er vor ihr und schaute ihr mit leisem Lächeln in die schüchternen Augen. „Gelt, so taugt's Dir schon besser? Ja — da kannst es jetzt ganz schön abwarten, bis Dein Fuzerl wieder Verstand annimmt. Aber —“ Er unterbrach sich, eilte davon und kehrte mit einem weißen Tuche zurück. „Weißt, so kannst ja net liegen mit die tropfnassen Haar. Geh, heb' Dich a bißl in d' Höhl!“

Willig richtete sie sich empor und hielt das Köpfschen regungslos, während er die Nadeln aus ihren Pöpsen zog, die Flechten löste und mit dem Tuche sanft und achtam die schweren Strähne ihres braunen Haares trocknete. „So — schau, jetzt kannst Dich wieder legen,“ sagte er; dann stand er lange wortlos vor ihr und betrachtete sie mit glänzenden Augen. Er schien sich an dem Bilde nicht satt sehen zu können, das sie seinen Blicken bot, wie sie so vor ihm lag, unter der dunklen Decke, deren Falten die Formen ihres schlanken Körpers verriethen, in dem weichen, hoch bis zum

Halle reichenden Hemde, das liebliche, von den offenen Haaren umflossene Gesicht sanft eingedrückt in das schneeige Lammfell, und übergossen vom kalten, zitternden Scheine der flackernden Fackel.

Seufzend wandte er sich endlich ab; Beverl konnte ihm mit den Augen nicht folgen, denn sie wagte nicht sich zu rühren; sie hörte nur, daß er im Ofen ein Feuer entzündete, ab und zu ging und mit allerlei Geschirr hantirte. Wirre Gedanken schossen ihr durch das Köpfchen; aber sie vermochte keinen mehr zu Ende zu denken, es lag über ihr wie eine Betäubung, wie ein feilscher Rausch. Eine prickelnde Wärme durchdrann ihren ganzen Leib. Sie fühlte sich so leicht — und es war doch die beginnende Erschlaffung nach all der Aufregung und Uebermüdung, was sie empfand. Sie spürte ihre Glieder nicht mehr, kaum noch den leise schmerzenden Fuß. Die Lider wurden ihr schwer, seufzend schloß sie die Augen und lauschte gedankenlos der seltsamen Musik, zu der das Knistern der Fackel, das Prasseln des Feuers und jenes unablässige Murmeln und Kluscheln in ihren Ohren sich verweb. Leiser und leiser klang ihr diese Musik, sie schien sich zu entfernen, endlich verstummte sie und Beverl hörte nichts mehr.

Da ließ sich durch die Felswand des Höhlenraumes ein Geräusch vernehmen, das dem Rollen und dem Aufschlag eines fallenden Steines glich. Jener am Ofen hob lauschend den Kopf. Noch dreimal hörte er in gleichen Zwischenräumen dieses Geräusch sich wiederholen, und nun verschwand er mit eilenden Schritten in dem dunklen Trichter des Felsenganges.

Stille Minuten verstrichen. Im Ofen verstummte das Prasseln und das Fauchen der ziehenden Flamme, und als das Feuer erloschen war, da war auch die Fackel niedergebrannt bis auf einen müde flackernden Stumpf.

Sanft und ruhig gingen die Athemzüge der Schlummernden. Manchmal rührte sie leicht die Lippen, als spräche sie im Traume. Nun plötzlich schrak sie leise zusammen und schlug mit einem tiefen, stotternden Seufzer die Augen auf. Das Erwachen erst verrieth ihr, daß sie geschlafen hätte. War sie denn aber auch wirklich erwacht? Oder schlief sie noch und träumte nur, daß sie erwacht wäre? Ja, gewiß, so mußte es sein, denn wenn sie wirklich und wahrhaftig wach gewesen wäre, hätte sie doch nie und nimmer hören können, was sie hörte: diese halblaute Stimme, die aus den Felsen zu quellen schien und auf ein Haar der Stimme des Jörgenvetters glich! Der Jörgenvetter, der war ja meilenweit vom Orte — auf Gefächten in einem fernen Dorfe. Und wie käme der auch zum Edelweißkönig! Da müßte er doch die Königsblume gebrochen haben, die sie selbst gebrochen hatte, die also kein Anderer mehr brechen konnte. Fast hätte sie lachen mögen über ihren „unsinnigen“ Traum — dann wieder kam es ihr so wunderbarlich vor, daß sie sich im Traume sagen konnte, daß sie träumte. Und was sie in diesem Traume die Stimme des Jörgenvetters reden hörte, das war „schon gar zu g'pähig“. Sie hörte ihn vom Edelweißkönig erzählen, Alles, was sie selbst von ihm gewußt, Alles, was sie selbst den beiden Kindern einst von dem guten Alfen erzählt hatte — und das Alles erzählte der Jörgenvetter eben Dem, von dem er erzählte, dem Edelweißkönig. Denn auch die Stimme des Alfen hörte und erkannte sie in ihrem Traume. Und wie sich der verwunderte über Alles, was er von sich zu hören bekam! „Ja, was D' sagst! Ja, jetzt versteh' ich's — jetzt versteh' ich Alles! Na so 'was! Aber da paß auf — da will ich noch mein' Freud' dran haben! Hab ja so gar wenig g'nug!“ so hörte Beverl in ihrem Traume den Edelweißkönig sagen, als dem Jörgenvetter die Weisheit anzugehen schien. Nein, wie man nur so unsinnig träumen kann! Dann meinte sie leise Schritte zu vernehmen, die näher kamen und vor ihrem Lager still hielten — und nun träumte sie gar, der Jörgenvetter klärtete dem Edelweißkönig zu: „Schau s' nur grad an! Wie siehst als s' daliegt! Han, g'fallt s' Dir net auch?“ Und weiter war es ihr, als schwiege der Edelweißkönig eine Weile, als hörte sie ihn dann mit einem tiefen, zitternden Seufzer sagen: „O mein Gott, Jörg — wie müßt' das schön sein: leben können, und leben in Glück und Licht, mit ei'm, das ei'm ang'hört mit Leib und Seel', das sich mit ei'm freut in guter Zeit und ei'm in harbe Stunden d' Haar wegstreicht aus der sorgenden Stirn. Aber — Du lieber Himmel — wie dürst' denn ich mir so 'was noch verhoffen!“

Nein — wie einem nur im Traum der Ton einer Stimme so ans Herz greifen und einem so weh thun kann, schier gar zum Weinen weh! Und so natürlich meinte Beverl dieses Weh zu

träumen, daß sie völlig zu spüren glaubte, als schlichen ihr zwei heiße Thränen durch die geschlossenen Lider auf die Wangen. Jüme: und immer nur in ihrem Traume dachte sie an diesen herzergreifenden Ton und achtete kaum darauf, daß sie auch noch träumte, als verträste der Jörgenvetter den Edelweißkönig auf eine kommende Zeit, als nähme er mit herzlichen Worten von ihm Abschied und verspräche ihm ein Wiedersehen in einer der nächsten Nächte. Dann plötzlich sah sie die Beiden vor sich, so deutlich wie mit offenen, wachen Augen, sah den Jörgenvetter dem dunklen Trichter des Felsenganges zuzureiten und darin verschwinden, den Alfen aber regungslos vor ihrem Lager verharren und vor sich niederstarren mit gesenkten Augen. Und während sie seinen schweren Athemzügen lauschte, war es ihr, als würde es ihr selbst ganz schwer auf der Brust. Dann wieder sah sie in ihrem Traume, wie der Alf mit einem tiefen Seufzer die Hände zur Stirn hob, wie er sich niederkauerte auf den felsigen Grund, die Arme über den Betrand legte und in ihnen das kummervolle Gesicht verbarg. So sah sie ihn lange, lange liegen und blinnte mit regungslosen Augen nieder auf sein braungelocktes, im Fackelscheine goldig glänzendes Haupt. Endlich hob er wieder den Kopf und legte ihn leuzend in die aufgerichtete Hand. Und da schaute ihm Beverl unablässig in das blaße Gesicht — und es war ihr so leid, daß er die Lider geschlossen hielt, daß sie seine Augen nicht sehen konnte. Je länger sie dieses Gesicht, das von qualenden Sorgen und nagendem Kummer zu erzählen schien, betrachtete, desto weher und mitleidiger ward ihr ums Herz. Sie konnte die Augen kaum abwenden von den tiefen, finsternen Furchen auf dieser jergenvollen Stirn, welche die Schatten der überhängenden Haare noch mehr verdüsterten. O du lieber Himmel! Es ist doch ein recht armeneliges Leben, so ein Geisterleben, „g'wiß net zum neiden!“ Immer so allein und verlassen!

Beverl wußte nicht, wie es geschah — sie hob nur mit einem Male die Hand und sanft und sachte strich sie dem „so viel traurigen“ Alfen die dunklen Haare von der furchigen Stirn. Da sah sie ihn auffahren, sah, wie er mit beiden Händen ihre Hand erfaßte und das Gesicht darauf niederdrückte, und fühlte, wie ihr seine heißen Thränen durch die Finger rannen. Und so lag sie nun und rührte sich nicht. Mit feuchten Augen schaute sie über das Haupt des Alfen hinweg auf die langsam erlöschende Fackel, von deren glühendem Stumpfe ab und zu ein glimmendes Kohlenstückchen gleich einem langsam fallenden Sternlein niedersank auf den Felsenboden. Und dabei war es ihr ein so wohlthätiges Empfinden, ihre Hand so fest und eng umschlossen zu fühlen.

Langsam ließ sie die Lider sinken und athmete mit offenen lächelnden Lippen, so tief, als tränke sie nach rauher Winterzeit die laue Luft des ersten Frühlingstages. Dann wieder war ihr zu Muthe, als wäre sie endlose Stunden mühsam und frierend durch Schnee und Schnee gewandert und säße nun in einem bequemen Sessel zur Seite des Herdes, darauf ein lustiges Feuer flackerte — und das war der Herd in ihrem lieben Waldhause, das war die kleine, saubere Küche, durch deren Fenstereisen die Nacht mit ihren Sternen lugte und der stille, weiß beschneite Wald. Am Herd stand ihr Vaterl und schürte die Flamme. Und seltsam — wie jung ihr Vater geworden war! Und wie er aufs Haar dem Edelweißkönig glich! Da plötzlich klingen helle Schellen, man hört den Dori jauchzen und knallen, der Jörgenvetter erscheint unter der Thür, ihm folgt die Mariann' mit den Kindern — und da mit einem Male sieht sich die Waldhausküche an wie die trauliche Wohnstube im Finkenhofe, die Kinder spielen hinter dem Ofen, die Mariann' trägt auf, daß der Tisch sich biegen will, an dem sich Beverl mit dem Edelweißkönig sitzen sieht, gegenüber dem Jörgenvetter, der den Mund nicht zubringen will vor Lachen und Schmunzeln. —

Das war nun ganz gewiß ein wirkliches und wahrhaftiger Traum, denn der Jörgenvetter saß gar nicht zuhause in seiner Stube — der schlich im Frühlicht des ergraunden Tages von der „hohen Platte“ her durch die dichten Latzensefelder dem Bründlalmsteige zu. Als er den Pfad erreichte, blieb er eine Weile stehen, wie wenn er sich besänne, welchen Weg er einschlagen sollte, dann nickte er vor sich hin und folgte dem Steige in der Richtung, die nach den Almen führte.

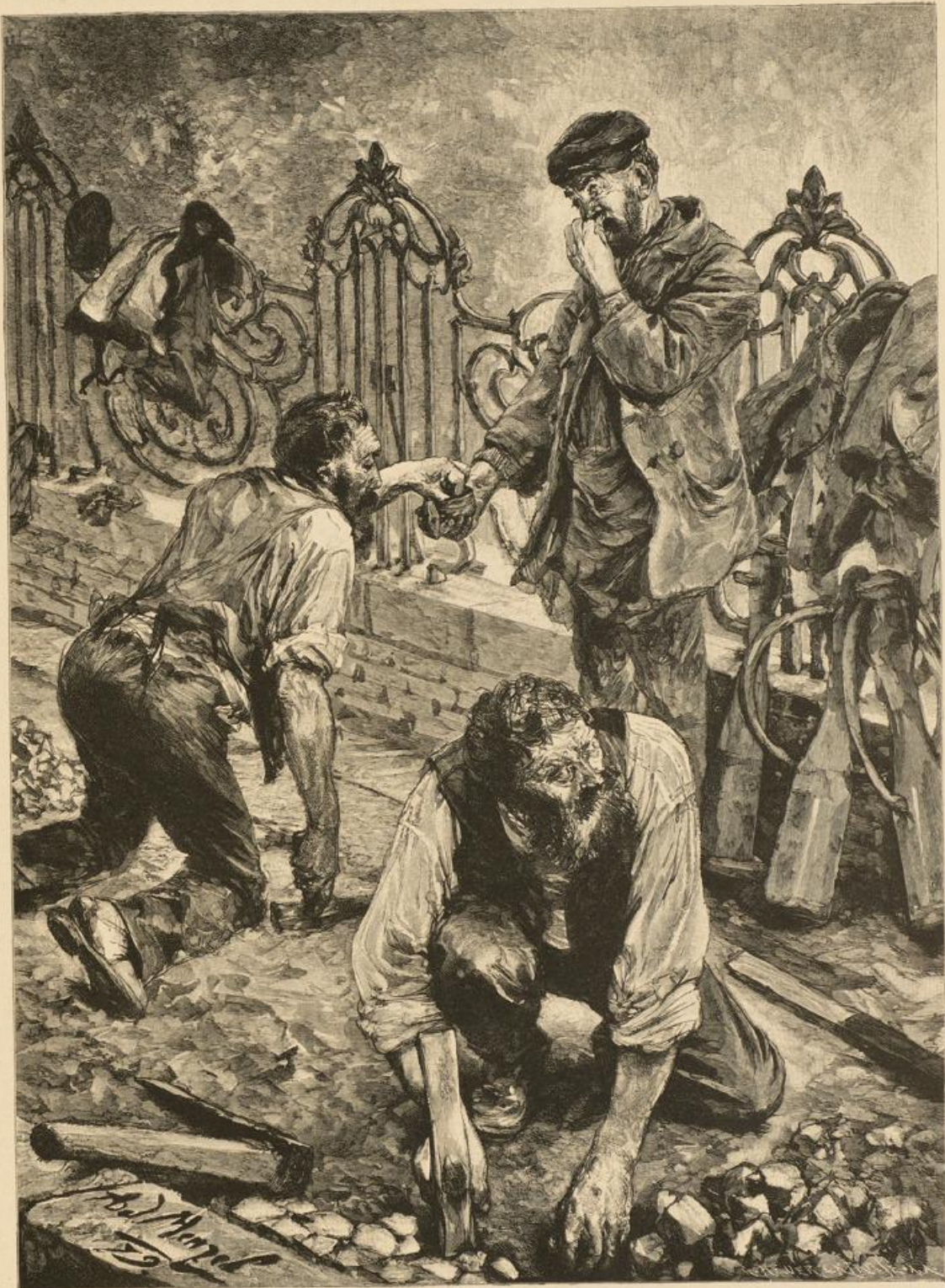
Am andern Tage aber wußten nicht allein Dori und Emmerenz, sondern auch alle Diensthofen des Finkenhofes ganz genau, wohin das Beverl gegangen wäre — nach Mariaklaufen auf die Wallfahrt.

r zwei
augen.
diesen
h noch
af eine
n ihm
ächsten
eutlich
unkten
n, den
or sich
seinen
es ihr
ihrem
de zur
id, die
ervolle
blühte
Badel-
n Kopf
schaute
war ihr
Augen
sünden
e, desto
Augen
sorgen-
re noch
n recht
eiden“!

ir mit
em „so
Stirn.
en ihre
fühlte,
Und so
schaute
schende
mendes
nieder-
obliges
en.
t offen
terszeit
war ihr
d durch
quemen
erte —
war die
t ihren
d stand
ng ihr
ißfönlig
i Davi
Thür,
einem
Wohn-
en, die
u dem
er dem
Nachen

haftiger
t seiner
es von
er dem
er eine
schlagen
in der

merenz,
wohin
allfahrt.



Kunstpause.

Nach dem Delgemälde von Adolph Menzel.

Auch Herr Simon Wimmer bekam von der Wallfahrt zu hören, als er gegen Abend im Finkenbause vor sprach und nach Beverl frug. „Diddidi!“ lachte er. „Was hat denn dem lieben Schäkle auf einmal 's Herzle so schwer gemacht? Sie wird sich doch net gar verliert haben? denn es heißt ja, daß die heilige Mutter von Maria laufen gut ischt für so 'was.“

Jörg schwieg und runzelte die Stirn, worauf Herr Simon Wimmer die Daumen zu drehen begann und mit einem nachdenklichen: „Tja, tja!“ das schwere Haupt zwischen den Schultern wiegte, dann that er einen Seufzer, so tief, als wäre er aus der großen Zehe heraufgeholt — und begann vom Wetter zu reden. Vom blauen Himmel kam er auf seine blauen Ansichten zu sprechen, auf seine demnächst erfolgende Gehaltsaufbesserung, auf seine „ang'sehene“ Stellung und seine „Bildung“, dann wurde er vertraulich, tätschelte die Hand des Bauern, sprach von „schönem Besamm'igen“ und von „günstiger Gelegenheit“ — und ehe sich Jörg verfuhr, war der Heirathsantrag fertig. „No also,“ schloß Herr Wimmer, zum zweiten Male seufzend, „jezt ischt's heraufen, was mir schon alleweil auf der Zung' g'legen ischt. Ja — und wenn der Finkenbauer nig dagegen hat, nachher ischt alles richtig und ich heirath 's Beverle.“

„Na, na, das schlägen S' Ihnen nur gleich aus'm Sinn, Herr Kommandant,“ fuhr Jörg fast zornig auf, „da kann nig drans werden! Jezt schon gar nimmer!“

Er verstummte, als wäre er selbst vor diesem Worte erschrocken. Herr Simon Wimmer erblaste, soweit der Kupferausflug seines Gesichtes das Erblaffen gestattete. „Aber hören S' Finkenbauer, hören S',“ stotterte er, „das ischt doch kein Art und Weis net, wie man so an ehrenvollen Antrag aufnimmt. Vor der Finkenbauer so kurzweg Na sagt, hält' man doch z'erst noch drüber reden können, wie's der Brauch ischt unter richtige Männerleut'. In so a ang'sehene Stellung z'kommen, an gebildeten Menschen zum Mann z'fragen und Frau Kommandantin z'heissen, das ischt doch auch a bissele 'was!“

Jörg suchte einzulenkten, sprach von Beverl's Jugend, meinte, daß man in dieser Angelegenheit doch zuerst das Mädchen selbst befragen müßte, und versicherte unter begütigenden Umschweifen, daß er von seiner Person aus nicht das Geringste gegen eine solche Verbindung einzuwenden hätte.

„Na, na — da braucht sich der Finkenbauer jezt gar nimmer anz'strengen,“ versetzte Herr Simon Wimmer tief beleidigt, während er sich erhob und mit dem Kermel den Mähendekel düstete. „Dem Finkenbauer sein' Sinn hab' ich aus sei'm ersten Wort erkannt. Und es ischt für mich arg, daß ich sehen muß, wie mir der Finkenbauer mein' Freundschaft vergilt. Er dürt' schon a bissele mehr drauf geben — ja. Man kann net wissen, wofür's gut ischt, en Freund in meiner Stellung z'haben. Vielleicht denkt sich der Finkenbauer gar net, was man da amtlich oft z'hören kriegt — ja — und wenn ich net alleweil dem Finkenbauer sein Freund g'wesen wär' —“

Er verstummte und zuckte mit einer seltsam geheimthuenden Miene die Achsel.

„Was soll das heißen, Herr Kommandant?“ fuhr Jörg erschrocken auf. „Da muß ich schon bitten! Was kann man hören von mir und über mich?“

Wieder zuckte Herr Wimmer die Achseln. „Der Finkenbauer kann doch net von mir verlangen, daß ich ihn in meine Amts-g'heimnisse 'neinschauen lass'. Unter Freund und Freund, natürlich, da wär's 'was anders g'wesen! Aber so! Und — wenn ich schon an des net denk', was man so hört — man hat ja selber auch seine Augen. Niz für ungut — das ischt ja nur so a Meinung. Und im Uebrigen — wenn mir der Finkenbauer auf mein' Antrag noch was z'sagen hält', weiß er ja, wo er mich finden kann.“ Damit stülpte Herr Wimmer die Mütze schief über das obrigkeitliche Haupt, salutete und setzte in hochmüthiger Haltung zur Stube hinaus.

Mit langen Schritten wanderte Jörg in der Stube auf und nieder; dann wieder blieb er stehen und schüttelte häufig den Kopf. „Ach was! Was kann er denn g'hört haben? Was kann er denn wissen und sehen? Niz! Niz! Gar niz, als daß ich diemal net daheim bin! Aber — aber dahinter kann ja doch 'was sein! Und — es mußt niz — es mußt niz mehr! Jezt muß er mir fort — fort über d' Grenz' — so bald als möglich! A jeder Tag kann a G'fahr für ihn bedeuten!“

Anfahmend fuhr sich Jörg mit beiden Händen über die Stirn und eilte aus der Stube, als würde ihm zu schwind zwischen den vier Wänden. Als er den Hof betrat, hörte er sich von der Straß her mit lautem Grusse anrufen. Er blickte auf und erwiderte zerstreut: „Grüß' Gott auch, Brennerwaßl, wo kommt denn her?“

Der Burche zögerte einen Augenblick, dann öffnete er das Gatter. Während er näher kam, rüdt er den Hut und drehte dabei den selten schönen Spielhahustoch nach vorn, damit ihn Jörg nur ja nicht übersehen möchte.

„Drin im Stadtl bin ich g'wesen,“ begann er zu erzählen, „weiß, da hat's heut' die Verhandlung 'geben vom Wallt seiner Klag' gegen den Grafenjager — wegen derselbigen G'sicht' beim Amtanz. Mich hat halt die Sach' aus g'wisse Gründ' a bißl verintereßirt. Und ich sag' Dir's — a größere Freund' hält' ich schon nie net haben können, als wie ich den Spruch g'hört hab'. Frei is er 'worden, der Gidi, ganz und gar frei, denn aus die Zeugenschaft hat's G'richt die Einsicht kriegt, daß der Wallt der Dackler g'wesen is, der Aufseher, wo's Messer zogen hat — und daß der Gidi d' Kuh' g'rad wieder berg'stellt hat. Natürlich — da hat jezt der Andere zu die Schläg' noch 's G'spött und 's G'lachter — und die ganzen Kosten muß er zahlen. Der is Die weiters net springgigst! Verschneulen thut er schier vor lauter Wuth. Ja — und wie er 'raus is aus 'm G'richt — a paar von die Zeugen haben's g'hört — da hat er g'schworen, daß er dem Gidi 'was anthut. Aber das soll er sich nur net einfallen lassen, sonst hat er mich auch gegen ihn, denn ich bin dem Gidi sein Freund.“

Die Gnada des Brennerwaßl's wurde durch einen Knecht unterbrochen, der den Bauer in die Schmiede rief. Jörg verabschiedete sich von dem Burchen, wobei er ihn ermahnte, zu anderen Leuten über Wallt nichts zu reden, was er nicht wirklich verantworten könnte. „Kannst ja net wissen, wie man's ihm wieder zuträgt, und — der Wallt is kein Guter net!“

Der folgende Tag war ein Feiertag, Maria's Geburt — der Geburts- und Namenstag der Finkenbäuerin. Am frühen Morgen schon kamen die Diensthöten, um die Bäuerin „anzuwünschen“. Die beiden Kinder stammelten die Sprächlein herunter, die sie von Beverl gelernt hatten, und schalten dann der Mutter gegenüber tüchtig auf ihre Lehrmeisterin los, die, wie das Liefel sagte, „jezt auf amal hat wallfahrten müssen, statt daß s' die zwei Gelweißbuschen b'fragt hält', wo s' uns für'n heutigen Tag verprochen hat.“

Wie dann die Glocken zu läuten begannen, wanderte Jörg mit seinem Weibe und seinen Kindern der Kirche zu, um dem Hochamte beizuwohnen. Als sie wieder heimkehrten, hatte Mariams' in der Küche zu thun, und die Kinder trugen im Hofe ihre Feiertagsgewand spazieren, während Jörg in der Stube saß und sich in das „Wochenblatt“ vertiefte, das der Postbote gebracht hatte.

Eine Stimme, die vom Flur hereinklang, ließ ihn die Lektüre unterbrechen. Die Thür öffnete sich, und Gidi trat in die Stube. Sein Gesicht war geröthet wie von tiefer Erregung. Mit hastigen Schritten näherte er sich dem Tische und warf den Hut auf die Fensterbank.

„Grüß' Dich Gott, Finkenbauer!“

„Grüß' Dich Gott auch!“ erwiderte Jörg mit zögernden Worten, wobei er sich langsam erhob. „Schier verwundern muß ich mich! Hast Dich ja gar seltsam g'macht unter mei'm Dach.“

„Mein Gott, der Sommer halt — und — aber um so 'was aus'reden, beschweigen bin ich net da! Finkenbauer — kannst Dir denken, wer heut' noch kommt?“

„Was soll ich mir denn da denken? 'leicht kommt der Abend nach'm Tag.“

„Chvor's aber Abends wird, Finkenbauer, ehvor kommt noch mein junger Graf!“

Jörg erblaste bis in die Lippen. Eine Weile stand er wortlos, dann brach es in heiseren Lauten aus ihm hervor. „Und mir — mir denkst doch am End' net a Freund' mit Deiner Botschaft z' machen!“

„A Freund'? Ah na! Ehuder macht's Dir noch mehr kümmerlich, als schon g'litten hast — wann derfahrest, daß a Unglück, wo g'schehen is, net g'schehen hält' müssen, wenn — ja, wenn das traurige Wenn net g'schehen wär! Da, Finkenbauer, da —“ und mit sinken Händen brachte Gidi aus seiner Zoppentische ein engbedruckenes Blatt zum Vorlesin. „Da, den Brief mußt lesen, den der Custoch, der Kammerdiener, der Schlosshauferin g'schickt hat.“

Abwehrend streckte Jörg die Arme aus. „Laß mich in Ruh! Ich will nir lesen — ich will nir wissen!“

„Wißt ihn auch net lesen, wann ich Dir sag', daß Dei'n Ferdl selig sein guter Nam' da drin steht — und drin steht, daß er net schuld is an dem Blut, wo g'sossen is?“

Mit gläsernen Augen starrte Jörg den Jäger an. „Gidi — Gidi —“ stammelte er, „gieb mir den Brief, den Brief laß mich lesen!“ Die beiden Arme streckte er nach dem Blatte, und als er es in Händen hielt, hob er es dicht vor die Augen und begann zu lesen, mit nickendem Kopfe und raunenden Lippen. Als er zu Ende war, drehte er das Blatt zwischen den zitternden Fingern und starrte wieder den Jäger an; dann ließ er sich auf die Holzbank niederstinken, legte das Blatt vor sich auf den Tisch, fuhr mit den Händen in sein graues Haar und begann aufs neue zu lesen.

Der Jäger stand vor ihm und sah mit theilnahmevollen Blicken auf ihn nieder — und so hörte keiner von ihnen den Wagen rollen, der draußen auf der Straße vor dem Thore des Zinkenhofes anzuhalten schien.

„Na! Na! Na! Und wem's auch zehnmal g'schrieben steht,“ fuhr Jörg mit einem Mal auf, die beiden Häufte wider die Stirn pressend, „es kann nir nutzen — es kann ja nir nutzen!“

„Nutzen, Jörg, nutzen kann's freilich nir mehr,“ fiel Gidi mit bewegter Stimme ein. „Da schaut sich jetzt 's Unglück chunder noch größer an, als wie's z'erst schon war. Aber schau — drin im Grafenhaus kaunst es ja keim net verargen. Denn so, wie alles g'wesen is, hat ja a jeder denken müssen: der Ferdl hat's than! Und daß er sich g'sücht' hat, das hat ja jeden noch b'stärken müssen in dem fürchtigen Verdacht. Und so — natürlich — der einzige, wo häit' sagen können, wie's g'wesen is, der hat ja net reden können, der is dag'legen zwischen Leben und Sterben. Jetzt freilich — jetzt kommt alles Neben z'pat!“

Gidi verstummte und ließ sich mit einem müden Seufzer an der Seite des Bauern nieder, der noch immer regungslos am Tische saß, in grübelndes Sinnen verunken. Manchmal flog es über Jörg's Gesicht wie der lichte Ausbruch hoffnungsvoller Gedanken, aber immer wieder verunstalteten sich seine Züge, und immer wieder raunte er vor sich hin: „Es kann ja nir nutzen — es kann ja nir nutzen.“

„Wann der Ferdl nur g'rad das eine net 'than häit'! Wann er nur 'blichen wär!“ fuhr Gidi mit jammernden Worten wieder auf. „Aber freilich — ich kann mir's ja denken, wie's ihm g'wesen is: 's Unglück von der Hanni muß ihn ja schon ganz aneinander bracht haben — und leicht hat er sich da denkt: der 's schuld dran und der hat meine Schwester am G'wissen — und so rennt er hin zu ihm — und mein' jungen Grafen, wie er hört vom Unglück, kommt der Jammer an — ich

weiß ja, ich hab's ja lang schon g'mert g'habt, was ihm d' Hanni gilt — und in der Schwächen, die ihn anpackt, thut er den unseligen Fall mit der Stirn' g'rad auf den scharfen eisernen Thüchhafen — und wie ihn der Ferdl auf amal so datiegen sieht, übergossen von Blut, schier als a Todter, da muß ihn 's Grauen anpackt haben — leicht hat er sich auch gleich' denkt: jetzt werden s' fogen, ich hab' 's 'than — und da hat ihn halt der Schred noch ganz um sein bißl Besinnung' bracht — und so wird's ihn davon' trieben haben, daß er 'naus is zum Hans und fort und fort — g'rad heimzu allweil — allweil heimzu, ohne Denken und ohne Verstand. Und wer kann's wissen — leicht hat er sich in seiner Verstorung noch eing'redt, als häit' er wahrhaftig a Schuld verübt! Du, Jörg, Du mußt ja wissen, was er Dir sürg'redt hat in derselbigen Nacht — und schau — da kaunst nachher den Grafenleuten drin ihren Verdacht auf net so arg verüben — denn wann Dich auf den Abend b'finnst, wo bei mir droben g'wesen bist im G'schloß, da hast Du selber nir anders' denkt, als daß der Ferdl wiertlich —“

„Nir hab' ich denkt! Nir! Nir! Gar nir!“ brauste der Bauer auf, wobei sich sein Gesicht verzerrte vor heller Angst. „Was damals g'redt is worden zwischen uns, das waren lauter Wenn und Aber! Und jetzt redst so zu mir! Na, na, den mücht' ich sehen, der mir nachweisen kann — das heißt — ja — eins hab' ich für g'wis g'sagt: daß ihm recht g'schehen is, Dei'm saubern Grafen — so oder so! Und das sag' ich heut' noch, wo meiner Hanni ihr Grab schon grün verwachsen is — und jaget's ihm ins G'sicht, wann er da stünd' vor mir —“

Jörg verstummte und blickte nach der Thür, welche hastig aufgerissen wurde. Die beiden Kinder stürzten in die Stube: „Vater, Vater, draußen is Einer, der fragt nach Dir,“ berichtete Peppel, und das Piesel ergänzte: „Ja, Vater — a ganz a nobliger Herr!“

„Am Gotteswillen,“ fuhr Gidi auf, „es wird doch net —“

Die Worte erstarrten ihm auf den Lippen, vor Schred und Freude. Einen Augenblick starrte er wie versteinert auf die schlank, dunkelgewandete Gestalt des jungen Mannes, der den Hut in der Hand, die offene Schwelle betreten hatte — starrte in das feine durchgeistigte Gesicht, das in Blick und Zügen von kaum überstandener schwerer Krankheit und von tiefem Leid erzählte, und wollte die Augen von der breiten Narbe nicht losbringen, die sich in dunkler Nöthe von dieser weißen Stirn abhob und unter dem locker gescheitelten Haare sich verlor. Das helle Wasser sprang dem Jäger auf die sonngebräunten Wangen, er schlug die Hände in einander, und unter den stammelnden Worten: „Herr Graf! Herr Graf! Grüß' Ihnen Gott, Herr Luitpold —“ grüß' Ihnen Gott bei uns daheim, mein lieber Herr Graf!“ eilte er seinem jungen Herrn entgegen. (Fortsetzung folgt.)

Adolph Menzel.

Am 8. December d. J. vollendet der hervorragende unter den deutschen Künstlern unserer Tage sein siebenzigstes Lebensjahr: Adolph Menzel, dessen geistvollen Kopf mit den packenden Augen wir unsern Lesern im Abbilde vorführen. Das Wort Goethe's:

„Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Find't im Sengelglas wohl eine Welt,“

kann als der Wahlspruch seiner Kunst gelten; doch hat er nichts mit jenem geistlosen Naturalismus gemein, der das Höchste geistlich zu haben wähnt, wenn er das Häßliche, das Seltsame und Abstoßende so häßlich, so seltsam und so abstoßend wie möglich mit mechanischer Treue und mit einigen blendenden technischen Pravourstücken wiedergegeben hat. Er ist nur jenem ererbten Vorurtheil gegenüber getreten, welches in seiner Jugendzeit das Kunstschaffen und Kunstempfinden beherrschte, dem Vorurtheil, als ob nur eine beschränkte Auslese der Dinge in der Welt würdig und fähig wäre, von der Kunst behandelt zu werden, sei es, daß sie durch besondere Schönheit ausgezeichnet sind, oder daß eine tiefe oder sonst werthvolle „Idee“ in ihnen zur Erscheinung gelangt.

Auch Menzel verkennt den hohen Werth der Schönheit nicht, aber er verschmäh't es, ihr Gebiet nach vorgefaßten Meinungen, die erfahrungsmäßig mit den Geschlechtern der Menschen wechseln, einzuengen; und wie man in allem Schönen eine gewisse Art von

Zweckmäßigkeit als wesentliches Merkmal erkannt hat, so legt er mehr Werth auf das Charakteristische, d. h. die sinnsfällige Uebereinstimmung zwischen der äußeren Erscheinung und der Bestimmung eines Gegenstandes, als auf das im gewöhnlichen Wortverstande sogenannte einfach' Schöne, und er besitzt in ausgezeichnetem Grade die Gabe, die Formen der Natur, man möchte beinahe sagen, der ersten besten Natur in dieser ihrer bedeutungsvollen Zweckmäßigkeit zu verstehen und Anderen verständlich zu machen.

Vor Jahren begegnete ich einmal dem kleinen Herrn und großen Meister mit meinem verstorbenen Freunde Alfred Woltmann zusammen auf dem Berliner Subscriptionsball, und letzterer, der ein großer Verehrer weiblicher Schönheit war, ließ eine Bemerkung fallen des Sinnes, daß er nach dieser Richtung hin eine Enttäuschung erfahren habe. Da fuhr Menzel auf: „Ach was, Ihr redet immer von Schönheit! Wo findet man eine bessere Gelegenheit, um die Natur zu studieren, als hier!“ Und damit stürzte er sich wieder ins Gewühl, um mit seinen unsehlichen Augen neue „Naturmotive“ zu sammeln.

Noch weniger als auf die Schönheit, die er nur mehr auf der Seite des Charakteristischen sucht, verzichtet Menzel auf die Weiße der Idee. Der schlagendste Beweis hierfür liegt in dem Umstande, daß wohl die Hälfte seiner ganzen künstlerischen Thätigkeit

der Verherrlichung und sozusagen künstlerischen Wiedergeburt des Zeitalters Friedrich's des Großen gewidmet ist. Die zahllose Menge seiner Zeichnungen und Gemälde aus diesem Kreise ist getragen und durchweht von der Idee der Größe des Einzigen, für die der Künstler in patriotischem Stolze erglüht ist.* Nun gilt ihm um des großen Königs willen aber auch kein Ornamentknopf und kein Ornamentknöpfel zu gering, um durch deren richtige Wiedergabe ein ganz getreues Bild der Welt zu schaffen, in welcher die Riesengestalt seines Helden sich bewegt hat. Und auch wo er in die unmittelbare Gegenwart hinein greift, thut er es nicht leicht, ohne daß man ihm das innige Interesse an seinem Gegenstande deutlich anfühlt, eine Theilnahme, die nicht bloß an der äußeren Oberfläche haftet, sondern in die Tiefe der Dinge dringt. Ganze Bände zeit- und kulturgeschichtlicher Schilderungen können kein so treffendes, kein so reiches, kein so verständliches Bild von der Stimmung einer ganzen Bevölkerung in einem Augenblicke bangster Beklemmung und doch freudiger und opfermüthiger Zuversicht geben, wie jenes einfache Gemälde Menzel's in anspruchslosem Formate, das die Abfahrt König Wilhelm's zum Franzosenkriege im Jahre 1870 schildert, und das noch jedes menschliche Herz ergreifen und jeden edelen Sinn erheben wird, wenn der größte Theil der mit großem Pomp gemalten Haupt- und Staatsaktionen und Gesichtsmomente aus dem „großen Jahre“ längst vergessen sein wird. —

Die Zeit, in die Menzel's Entwicklung fällt, hegte die Auffassung, daß in erster Linie der Gegenstand die Kräfte der künstlerischen Wirkung zu tragen habe. Hatte man eine Gegenstand von poetischer Stimmung, von geschichtlicher Größe, von religiöser Weihe, ja auch wohl gar von philosophischer Tiefe ergriffen, so glaube man, es sich mit den künstlerischen Eigenschaften leicht und bequem machen zu können. Wenn nur der poetische, geschichtliche, religiöse oder philosophische Gegenstand so ungefähr zu erkennen war, so verließ man sich auf dessen innewohnende Kraft und war bescheiden genug, den damit erzielten Eindruck als hinreichenden Erfolg der künstlerischen Arbeit anzusehen. Im Gegentheile dazu erkannte Menzel, daß das Werk der Malerei keinen Gegenstand nicht als einen schon schlechtweg interessanten voraussetzen und entnehmen darf, sondern ebenso wie das Werk der Dichtkunst das Recht haben und im Stande sein muß, für den der Natur oder dem Menschenleben roh entnommenen Stoff die Theilnahme selbst erst zu erregen, und daß zu diesem Zwecke das malerische Kunstwerk als solches mit eigenartigen Vorzügen und Anziehungen ausgestattet sein muß, die auf der vollkommenen Benutzung der dieser Kunst gerade eigenen Darstellungsmittel beruhen.

So kam es, daß Menzel auf seinem ganz selbständig und unabhängig zurückgelegten Entwicklungsgange von Anbeginn sich der technischen Hilfsmittel in einem Umfange und in einer Vollendung bemächtigte, die — wenigstens innerhalb der deutschen Kunst — bis vor wenigen Jahren unerhört war und noch heute unerreicht dasteht, und die als etwas Auffälliges und eigenhümlich Werthvolles schon beim Hervortreten der ersten Schöpfungen des Meisters anerkannt bemerkt wurde. Er radirte in Kupfer mit Meisterschaft; er warf sich auf die eben erfundene Lithographie und brachte es auch hier zur Virtuosität; und wenn heute die Illustration auf der Basis des Holzschnittes eine Macht ist und hat werden können, so hat Menzel, an dessen Zeichnungen die

* Eine der berühmtesten dieser Darstellungen: „Friedrich der Große am Sarge des Großen Kurfürsten“ hat die „Gartenlaube“ schon vor Jahren (1878, Nr. 50) veröffentlicht.

moderne Holzschniterschule sich geübt und entwickelt hat, daran das allerwesentlichste Verdienst. Wie ausgezeichnet er im Delgemälde ist, kann als bekannt gelten, und staunenswerth ist seine Kraft und Gewandtheit in jener freien Art von Aquarellmalerei mit starker Benutzung von Deckfarben (Gouache), die er sich als ein schnelles und wirksames Darstellungsmittel handgerecht geschaffen hat. Die Sicherheit seiner Zeichnung spottet aller Schwierigkeiten und ist im denkbar höchsten Grade unabhängig von einem bestimmten für seine Kunst etwa typischen Formencharakter. Seine Studien nach der Antike z. B. können gerade betreffs der sorgfältigen Wiedergabe als Muster gelten. Und wenn er eine Figur wie den Dornauszieher unermüdet in fast einem Dutzend verschiedenen Ansichten gezeichnet hat, so zeigt das zugleich, mit welcher Vorurtheilslosigkeit er das Schöne und das Wahre nimmt, wo es sich bietet, in der Kunst sowohl wie in der Natur. In der Farbe hat Menzel immer als der Vordersten einer die große Wandlung mitgemacht, welche sich innerhalb der letzten vierzig Jahre vollzogen hat, und er darf heute unbedingt den größten Koloristen unserer Zeit beizugehört werden, wenn man unter diesem Ausdrücke nicht die einseitigen Virtuosen, sondern diejenigen wirklichen Künstler versteht, welche dem Elemente der Farbe in der Malerei zu einer möglichst glänzenden, aber immer doch dem allgemeinen Zwecke des Kunstwerkes dienenden Stelle verholten haben.

Dem nur mit dem Maßstabe eines Künstlers, nicht eines Virtuosen darf und will Menzel gemessen sein; daher hat für ihn alles Technische keine selbständige Bedeutung, sondern nur eine solche als selbstverständliches Mittel zum Zweck. Als ich ihm daher einmal rühmend von dem technischen Aufschwunge unserer gegenwärtigen Kunst sprach, fiel er mir eifrig in die Rede — und er hatte damit offenbar mehr Recht als ich —: „Reden Sie mir nicht von Technik, es giebt keine Technik!“ Das sagt ein Menzel, der größte und unfehlbarste Techniker unter den modernen Malern! —

Nach manchem gelungenen Anlauf früherer Jahre hat Menzel im letzten Jahrzehnt eine Specialität zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet, in der er unbedingt einzig dasteht: die Darstellung unseres eiserne Zeitalters bei der Arbeit. Sein gewaltiges Bild eines Eisenwalzwerkes hat nirgends in der Welt seines Gleichen. „Alles Uebrige, was Ihr habt,“ sagte vor kurzem Ernest Meissonier, der im Kleinen große französische Meister, zu einem deutschen Kunstfreunde, „das haben wir ebenso gut und besser; aber für Menzel's Walzwerk haben wir keinen Rivalen!“ Meissonier, der schon 1867 auf der Pariser Weltausstellung dem ungünstig vertretenen Menzel mit Löwenmuth eine seiner würdigen Auszeichnung erstritt, ist auch der Haupturheber des großen und bisher noch nie erhörten Triumphes, welcher unserem Menzel während dieses Sommers in Paris bereitet worden ist, indem eine Anzahl hervorragender Künstler und Kunstfreunde eine Menzel-Ausstellung dafelbst veranstaltete.

Das Bild von Menzel's Meisterhand, welches wir heute unseren Lesern in gelungener Holzschnittnachbildung vorzulegen die Freude haben (vergl. Seite 809), gehört der leistungsfähigsten Specialität unseres Künstlers an und zeigt in seinem drastischen Humor, daß auch diese Saite — allerdings eine nothwendige auf der Leier jedes wahrhaft großen Künstlers — unserem Menzel nicht versagt ist. Wir würden es für ungeziemend halten, wenn wir im Uebrigen das Bild nicht für sich selber sprechen ließen.

Dem ehrwürdigen Meister aber rufen wir zu seinem bevorstehenden Ehrentage einen herzlichen Glückwunsch zu und ein kräftiges „auf Wiedersehen zum Achtzigsten!“ Bruno Meyer.

Römische Cäsaren.

Von Johannes Scherr.

I. Ciberius.

(Schluß.)

5.

Aus den Peristyllen (Salons) der vornehmen Welt Roms ging das Geräusch hervor, die tragischen Einbußen, welche die kaiserliche Familie erlitt, seien vornehmlich auf die gewissenlosen Ränke der Kaiserin Livia zurückzuführen. Beweise hierfür liegen nicht vor, es wäre denn, daß man die bezüglichen Aufstellungen und Behauptungen beim Tacitus und andern für beweiskräftig ansehen wollte. Die Livia brauchte auch gar nicht zur Gift-

phiole zu greifen, um die beiden ältesten Enkel des Augustus, Gajus Cäsar und Lucius Cäsar, aus dem Wege zu schaffen. Diese Herren Prinzen sorgten ja mittels ihrer von der Mutter übernommenen und eifrig bethätigten Lächerlichkeit schon dafür, sich selber zu vergiften. In Festhaltung der immerhin tröstlichen Illusion, daß es auf Erden so etwas wie Gerechtigkeit gebe, könnte man die schweren Schläge, welche den Augustus als Vater

Nachdruck verboten.

und Großvater trafen, weniger der Livia als vielmehr der Kemeſis zuſchreiben, von welcher man ſagt, daß ſie die Weltgeſchichte durchſchreite, um die Pläne und Hoffnungen der Octaviane, Philippi, Nepoleone u. ſ. w. zunichtezumachen.

Kurz nach des Tiberius Heimkehr ſtarb, unterwegs nach Spanien, Lucius Caſar zu Maſſilia (Marſeille) am 20. Auguſt des Jahres 2 n. Chr. und 18 Monate ſpäter verſchied Gajus Caſar, auf der Rückreiſe aus Aſien nach Italien begriffen, zu Smyra in Lykien an durch eine empfangene Verwundung geſteigerter Entkräftung. Der Kaiſer verſuchte die Lade, welche dieſe ihn höchſt ſchmerzhaft ergrreifenden Todesfälle geriffen, einigermaßen auszufüllen dadurch, daß er ſeinen jüngſten Enkel, Agrippa Poſthumus, und zugleich ſeinen Stiefſohn Tiberius förmlich adoptirte. Das hatten die Beſtimmungen vonſeiten der Livia endlich doch zuwegegebracht, aber es war auch eine Staatsnothwendigkeit. Denn Auguſtus wußte recht gut, daß der rohe, bildungsloſe und halbtolle Junge, ſein Enkel Agrippa Poſthumus, ihm keine Hilfe und Stütze im Reichsregiment ſein könnte, daß dagegen Tiberius ihm das ſein würde. Darum begleitete er den feierlichen Akt der Adoption am 27. Juni des Jahres 4 n. Chr. in der Sitzung des Senats mit den Worten: „Ich ſchwöre, daß ich um des Staatswohls willen den Tiberius an Sohneſtatt annehme.“ Etliche Jahre nachher ſah ſich der greiſe Kaiſer in die bittere Nothwendigkeit verſetzt, auch ſeine Enkelin und den letzten ihm geliebten Enkel als brandige Auswüchſe von ſeinem Daſein zu trennen. Die jüngere Julia, eifrig darauf aus, im Kaiſer ihre Mutter zu überbieten, wurde zur Buße dafür auf der Inſel Trimerus (Tremiti) an der apuliſchen Küſte eingekerkert. Agrippa Poſthumus, zu allem Rechten unfähig und unwillig, war ſchon mit 19 Jahren ein ſo brutaler Wüſtling, daß er durch ſein Gebaren die Würde des kaiſerlichen Hauſes in den Noth ſchleifte. Sein Großvater ließ ihn daher auf der Inſel Planafia (Pianoſa) bei Alba gefangenſetzen, woſelbſt er ſpäter (14 n. Chr.) getödtet wurde, unentſchieden, ob noch einer Anordnung des Auguſtus gemäß oder einem Befehl des Tiberius zuſolge.

So war für den Sohn der Livia die Bahn freigemacht. Aber ſchon jahrelang zuvor war das Verhältniß Tibers zu ſeinem Stiefvater ein beſſeres und traulicheres geworden. Die politiſchen und militäriſchen Fähigkeiten und Leiſtungen des Adoptivſohns mußten dem alten Kaiſer mehr und mehr nothwendig werden und ihm auch mehr und mehr Achtung abgewinnen. Tiberius verſtand es, ihm die ungeheure Bürde der Welt Herrſchaft zu erleichtern, ohne doch die Eitelkeit und Eiferſucht zu verletzen, allwomit der Greis an dem Beſitze dieſer Herrſchaft hing. Der Kaiſer machte ſich allmählig immer beſtimmter mit dem Gedanken vertraut, in ſeinem Stiefſohn ſeinen Nachfolger zu ſehen. Eine Reihe von Auszügen aus Briefen des Adoptivvaters an den Sohn, welche Sueton uns überliefert hat, zeigt klärlieh, wie hoch Auguſtus den Tiberius werthete und, in ſeiner Art, auch liebte. Er wird da „Allerliebſter Tiber“ (juvandissime Tiberi) angeredet und ſeiner ſeldherrlichen Tapferkeit, Umſicht und Wachſamkeit halber gelobt. Mit Zug. Denn Tiberius war es ja, welcher mittels wiederholter Feldzüge in Germanien und Pannonien die in jenen Gegenden ſehr gefährdete Waffenehre und Macht Roms wiederherſtellte und zur Geltung brachte. Das gute Vernehmen zwiſchen Stiefvater und Adoptivſohn, welcher in den letzten Jahren des Auguſtus als anerkannter Mitregent daſtand, blieb ungetrübt bis zur Stunde, alſo zu Nola Tiberius die Zügel der Herrſchaft aus der im Tode erſtarren Hand ſeines Vorgängers übernahm.

Wie war nun zu dieſer Zeit der Auf des fünf und fünfzigjährigen Mannes? Tacitus antwortet: „Man muß ſeinen Wandel als Privatmann und ſein Verhalten als General unter Auguſtus vortrefflich nennen“ (egregium vita famaue, cot.). Aber in demſelben Athem deutet der römische Hiſtoriker an, dieſe Vortrefflichkeit ſei nur eine ſcheinbare und litiſche geweſen, und ſpricht von erheuchelten Vorzügen („ſingendis virtutibus“). Man muß ſich eben gefallen laſſen, daß beim Tacitus vieles unmotivirt und unvermittelt neben einander ſieht. Wie, bis zum fünf und fünfzigſten Lebensjahr, ja ſogar noch verſchiedene Jahre darüber hinaus — wie ſich aus dem Zusammenhang der bezüglichen taciteiſchen Stelle ergibt — hätte Tiberius den Heuchler gemacht, um dann erſt die Maſke der Verſtellung abzuthun? Rein unmöglich das! Wer ſo lange geheuchelt, kann gar nicht mehr

aufhören, zu heucheln: die Heuchelei iſt ihm zum Lebenselement, ja, zur Natur geworden.

Die hiſtoriſche Wahrhaftigkeit verlangt demnach gebieteriſch eine andere Erklärung der fürchtbaren Veränderung, welche mit Tiberius, dem Kaiſer Tiberius vorging — übrigens nicht etwa plöglieh, ſondern nur ſehr allmählig. Eine unbefangene Prüfung und Berthung der uns zu Gebote ſtehenden Quellen dürfte zu dieſem Ergebniß führen: — Die Maſſe von Verbitterung oder, gerade herausgeſagt, von Galle, welche ſich von Kind auf in Tiberius angehäuft hatte, mußte den phyſiſchen Organismus des Mannes ſo verſtimmen, daß inſolge dieſer Verſtimmung auch eine phyſiſche Hypochondrie eintrat, welche mitunter geradezu eine ſtarke Färbung von Wahnsinn annahm. Solcher Wahnsinn — für welchen man ja die richtige Bezeichnung „Kaiſerwahnsinn“ gefunden hat — mußte ſich dann um ſo ſchrecklicher geſtalten und äußern, als einetheils in dem Gedanken, der Herr der Welt zu ſein, etwas ſo Märchenhaftes, Verlockendes, Begauberndes und Veräuſchendes lag, daß auch ein ſolid gebautes Menſchengehirn davon wohl ſchwindelnd und wirbelnd werden konnte, und andertheils fortgeſetzte ſchlimme Erfahrungen den Tiberius wohl an der Welt, an den Menſchen und an ſich ſelbſt irremachen und verzweifeln laſſen konnten.

6.

„In Rom — ſo ſchreibt Tacitus da, wo er Tibers Regierungsantritt erzählt — wetteiferten Conſuln, Senatoren und Ritter in der Anechtiſſchaftenheit (ruero in ſervitium). Je höheren Ranges, deſto gleichnereiſcher und zudringlicher. Mit einſtudirter Meiene, um ja keine Freude über den Tod des einen Fürſten und keine Betrübniß über des andern Selangung zum Regiment ſehen zu laſſen, brachten ſie in niederträchtiger Huldigung Thränen, Lachen und Seufzer mit- und durcheinander vor.“

Hier iſt im Lapidarſtil angedeutet, warum Tiberius als Kaiſer wurde, mußte, was er geworden. Dieſe römische Sklavenbande bedurfte der Peitſche und küſte ſie.

Sueton ſeinerſeits meldet: „In der erſten Zeit ſeiner Regierung benahm er ſich ganz bürgerlich und faſt wie ein Privatmann (civilem admodum ac paullo minus quam privatum egit). Von den großen Ehrenbezeugungen, welche man ihm verſchwenderiſch darbot, nahm er nur wenige und beſcheidene an. Die Errichtung von Tempeln, die Stiftung von Prieſterſchaften ihm zu Ehren verbat er ſich entſchieden. Auch Standbilder ſollten ihm nur mit ſeiner ausdrücklichen Erlaubniß aufgerichtet werden. Die Titel Imperator und Auguſtus lehnte er ab.“ Das wird durch das Zeugniß des Caſſius Dio beſtätigt, welcher angibt, Tiberius habe nur den Titel Princeps führen wollen in der Bedeutung eines Vorderſten, eines Fürſten, eines Erſten unter ſeinen Mitbürgern. Zu betonen iſt auch die Nachricht beim Sueton, daß der neue Kaiſer es verſchmäht habe, gegen ſolche, die ihn und die Seinigen beſchimpften und verleumdeten, gerichtliche Verfolgungen anſtrengen zu laſſen, und daß er bei ſolchen Veranlaſſungen die Aeußerung gethan: „In einem freien Staate müſſen Denkweiſe und Sprache frei ſein.“

Alles zuſammengenommen, wird man alſo ſagen dürfen, ſagen müſſen, daß die Anfänge von Tibers Regiment gut, würdig und löblich geweſen ſein. Möglic, daß auch die Fortſetzung ſo geblieben, falls die Zeit eine andere war. Die ſämmtlichen auf uns herabgelangten Berichte ergeben als Summe, daß der Nachfolger des Auguſtus ſeine Regentenpflichten etwa in der Art und Weiſe ſaßte und zu erfüllen ſtrebte, wie viele Jahrhunderte ſpäter König Friedrich der Zweite und Kaiſer Joſef der Zweite ſie geſaßt und erfüllt haben; nämlich ſo, daß er ſich als erſter Diener des Staates fühlte und bekannte. Keineswegs nur in Worten, ſondern vielmehr mittels ſeines ganzen Thuns und Waltens. Wäre der Begriff des modernen Konſtitutionalismus auf das römische Staatsweſen anwendbar, ſo könnte man verſucht ſein, den Tiberius einen konſtitutionellen Monarchen zu nennen. Wie er es ſich im allgemeinen angelegen ſein ließ, der eingeriſſenen Knechtſeligkeit entgegenzuarbeiten, ſo bemühte er ſich in beſonderen, das tiefgeſunkene Anſehen des Senats wieder zu heben, namentlich dadurch, daß er ſich den Beſchlüſſen der „Verſammelten Väter“ unweigerlich fügte. Redlich und angeſtrengt arbeitete er für die Sicherung der Reichsgrenzen und des römischen Machtbeſtandes, für eine gute Ordnung der Finanzen, für eine ehrliche Führung

des Staatshaushalts, für die Handhabung einer unparteiischen Rechtspflege, für die Sicherheit der Personen und des Eigentums, für die Beschränkung des übermäßigen Luxus und für die Besserung der schlechten Sitten.

Aber trotz alledem und allediesem hat der Kaiser Tiberius niemals das Gefühl der Liebe, sondern allen Leuten nur die Empfindung scharfer Furcht eingebläht. Tacitus hat das gewiß richtig aus der persönlichen Erscheinung des Fürsten erklärt, aus dessen Mangel an verbindlichen Formen, aus seinem edigen, schroffen, abstoßenden Gebaren, das eben nur der entsprechende Ausdruck seiner düsternen Seelenstimmung war. Es ist dieses Mannes Unglück gewesen, daß er nicht zu sein vermochte, was sein Vorfahr in so hohem Grade zu sein vermocht hatte, ein vollendeter Komödiant. Das Komödiantische unterhält und ergötzt ja die Leute, vorab die Weiber, welche letzteren ja, wie weltbekannt, bei Schaffung der sogenannten öffentlichen Meinung nicht etwa nur einen, sondern vielmehr alle zehn Finger, von der Junge gar nicht zu reden, im Spiele haben. Tiberius verschmähte es, den Gaukler, Wortschamsläger und Süßholztrapezer zu machen. Er gab sich, wie er war, folglich als einen nichts weniger als liebenswürdigen Menschen. Darum ist er von Anfang an entschieden unpopulär gewesen. Die Wucht seiner Unpopularität wirkte auf ihn wieder zurück, machte ihn von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde verschlossener und unzugänglicher, mißtrauischer und argwöhnischer. Die Folge hiervon war eine finstere Vereinsamung inmitten der Machtfülle und des Glanzes der Welt Herrschaft. Diese Vereinsamung mußte mehr und mehr seine krankhafte Verstimmung und Verbitterung steigern, bis zuletzt, vollends ganz durchgiffet und durchseucht von entsehligen Enttäuschungen, das kranke Gemüth des Herrschers in wilden Wahnsinn, in wüthende Verzweiflung ausbrach.

Sueton und Tacitus stimmen darin überein, daß, obzwar Tiberius „mit der Zeit mehr und mehr den Fürsten herauskehrte, dennoch in seinem Wesen die Seite der Milde und der Fürsorge für das Gemeinwohl noch die vorherrschende blieb“ und daß diese gute und glückliche Periode seiner Regierung neun Jahre gewährt habe, bis zum Tode seines einzigen Sohnes, des Kronprinzen Drusus, auf welchen der Vater die größten Hoffnungen gesetzt hatte und der i. J. 23 n. Chr. nach kurzer und scheinbar unbedeutender Krankheit verstarb. Allerdings vergiftet, wie acht Jahre später kund wurde, aber keineswegs durch den eigenen Vater, wie der dumm-boshafte Stadtklatsch munkelte. Selbst Tacitus konnte nicht umhin, diese absurde Verleumdung als solche zu brandmarken (Jahrb. 4, 11). Gewiß aber ist dem Kaiser nicht verhoffen geblieben, daß die hauptstädtische Lasterfucht ihm selbst das Abscheulichste, die Vergiftung des eigenen Sohnes, gewissenlos anlog, und wiederum auch dadurch mußte die Schneide der Menschenverachtung und des Menschenhasses tiefer in seine Seele gedrückt werden. Oftmals gab er diesen Eindrücken grimmigen Ausdruck, indem er auf griechisch ausrief: „Oh, über dieses nach Knechtschaft fahrende, nach Sklaverei gierige Menschenpad!“ Wenn aber ein Imperator urbis et orbis, der Herr der römischen Welt einmal so weit war, in den Menschen nur noch Sklaven zu erkennen, so hatte er nur noch wenige Schritte zu thun, um dort anzulangen, wo es ihm eine bittere Lust, eine Wollust der Verzweiflung sein mußte, auf diesem „Pad“ recht hart und schwer herumzutreten.

Ein solches Gelüste konnte in dem ergreisten Monarchen nur noch geschärft werden durch seine Beziehungen zum römischen Adel, welcher, wenn man es so ausdrücken darf, den Tiberius mit der einen Hand streichelte und mit der andern kragte. Die tiefe sittliche Verunktenheit der römischen Nobilität zu dieser Zeit ist ja allgemein bekannt. Diese Sippchaft von adeligen Herren und Damen, diese ganze vornehme und seine Societas Romae hatte eine auffallende Nehmlichkeit mit der feinen und vornehmen Societe von Paris in den letzten Jahrzehnten vor der großen Revolution. Hier wie dort lebte der Adel ganz wesentlich von Mißbräuchen, hier wie dort suchte er von dem Monarchen mittels der niederzuchtigsten Schmeichelei Auszeichnungen, Begünstigungen, Schenkungen und Gnadenbeweise zu erswindeln und doch machte hier wie dort die Aristokratie im Geheimen Opposition gegen den öffentlich mit Kniebeugungen und Lobbjalmen beschmeichelten Herrn und Gebieter und suchte sich für ihre selbstverschuldete Erniedrigung durch die Ausheckung und Verbreitung der boshaftesten Lügen und giftigsten Verleumdungen schadlos zu halten.

Der einsame und düstere Fürst sah und wußte das alles. Der Abscheu, den ihm dieser vornehm-süße Pöbel, dieser betitelte Menschenschicht einflößte, wurde allmählig ein gränzenloser. Eine logische Folge hiervon ist gewesen, daß er sein Vertrauen plebejischen Männern schenkte und solchen die wichtigsten Posten im Staate anwies. Aber gerade hierin sollte er die schrecklichste Erfahrung seines an traurigen Erfahrungen so reichen Lebens machen, gerade da mußte er so schwarzen Undank, so grauenhaften Verrath ernten, daß davon der Ausbruch des tiberschen Tyrannenthums zweifelsohne datirt.

7.

Des Kaisers erster Günstling, Vertrauter und Minister war Aelius Sejanus, ein Mensch von dunkler Herkunft aus der etruskischen Stadt Vulturni. Er führte amtlich den Titel Generalquartiermeister („praefectus praetorio“) oder Gardgeneral. Bei ihm stand jedoch nicht nur der Oberbefehl über das Gardecorps und die sämmtlichen in der Hauptstadt und ihrer Umgebung stationirten Truppen, sondern er war thatsächlich auch das, was wir unter einem Kriegsminister verstehen. Noch mehr, er war der Sache nach Erster Minister oder Reichskanzler, des Monarchen rechte und linke Hand in allem und jedem. Tiberius vertraute ihm unbedingt und ermüdete nimmer, ihn mit Würden und Reichthümern, Gnaden und Ehren zu überschütten. Zuletzt ertheilte er ihm noch Amt und Titel eines „Geheimes im Reichsregiment“ (adjutoris imperii), also eines Mitregenten, und suchte ihn auch verachtungsvoll mit dem kaiserlichen Haupte zu verknüpfen, indem er seinen Großneffen vorseiter seines Bruders Drusus mit einer Tochter Sejan's verlobte.

Dies alles jedoch reichte nicht aus, des Emporkömmlings rasenden Ehrgeiz zu sättigen. Sejan hatte kein niedrigeres Ziel ins Auge gefaßt, als sich selber an den höchsten Platz zu schwingen, entweder den Kaiser zu verdrängen, zu beseitigen, oder wenigstens alles vorzubereiten, um der Nachfolger desselben werden zu können. Höchst talentvoll, außerordentlich gewandt, verschlagen und erfahren, wie in allen Lastern, so auch in allen Künsten der Zettlung und Nachstellung Meister, vor keinem Verbrechen, aber auch vor gar keinem, so daselbe ihm zweckdienlich erschien, zurückschreckend, so konnte dieser Mensch in dem Rom von dajumal sich wohl mit der Hoffnung schmeicheln, sein ungeheures Ziel zu erreichen.

Entschlossen und energisch betrat er die gefährliche Bahn. Sein erstes großes Unternehmen auf derselben war, daß er die Livilla, die Gemahlin des Kronprinzen, des einzigen Sohnes seines gütigen Gebieters, verführte und mit ihrer Beihilfe den Drusus mittels Giftes umbringen ließ. Dann vertritt er dazu, andere Steine, welche hindernd auf seinem Wege lagen, ebenfalls zu beseitigen. So die Prinzessin Agrippina, Witwe von Tiber's verstorbenem Bruder Drusus, und ihre Söhne, auf welche nach der Vergiftung des Kronprinzen Drusus die Aussicht auf die Thronnachfolge übergegangen war. Man blickt in einen Abgrund von Gräueln hinein, wenn man den Ränken und Tüden nachgeht, welche Sejan zur Förderung seines Planes anspann und durchführte.

Während diese auf das Verderben und die Ausrottung der gesammten kaiserlichen Familie abzielenden Kuchlosigkeiten des allmächtigen Ministers ihren Fortgang nahmen, hatte der alte Kaiser, durch den Verlust seines einzigen Sohnes tief erschüttert, den lange erwogenen Entschluß gefaßt, die ihm verhasste Hauptstadt zu verlassen und sich an einen ländlich-stillen, seiner Schwermuth mehr zufagenden Aufenthaltsort zurückzuziehen. Er that so und ging i. J. 26 n. Chr. zunächst nach Campanien, von wo er aber bald nach der im Golfe von Neapel wunderbar schön gelegenen Felseninsel Capri übersiedelte. Alldort nahm er seine bleibende Residenz und erbaute nach und nach 12 Villen. Die Insel, nur an einem einzigen, leicht zu überwachenden Punkte zugänglich, war mit ihrer Stille und mit ihrem milden Klima so recht gemacht zum Wohnort eines verdüsterten Greises, welcher dem Zubränge der Leute sich entziehen und doch die Zügel der Herrschaft nicht aus den Händen geben wollte. Man zeigt auf Capri noch jetzt die Trümmer vom „Palazz“ des „Timberio“, wie der Kaiser in der Volkserinnerung heißt. Auch geht auf der Insel eine Sage um, welche an unsere deutsche vom Barbarossa im Kyffhäuser gemahnt. Tief in dem Berge, auf welchem die

Trümmer vom Palazzo des Timberio liegen, da saß der Kaiser, eine Gestalt von Bronze mit Augen von Diamant, auf einem riesigen Hofe von Erz.

Derweil schritt Sejan voran auf seiner verwegenen Laster- und Frevelbahn. Schon konnte er wähnen, dem Ziele ganz nahe zu sein. Senat und Volk Roms erschöpften sich in slavendäufiger Stieferei vor dem Minister. Standbilder wurden ihm errichtet, in überschwänglichen Lobpreisungen seine angeblich großen und mannigfachen Verdienste um den römischen Staat anerkannt. Die Schmeichelei ließ gerade hier wieder einmal sehen, in welche Tiefe die menschliche Niederträchtigkeit hinabzusteigen vermag. Die Augen seines Herrn und Gebieters schien Sejan vollständig verblendet, dessen Ohren ganz und gar verstopft zu haben. Nun aber beging der vom Glück über alle Maßen verhätschelte, bis zum höchsten Grade des Größenwahns hinaufgeschmeichelte Narr der Fortuna den groben Fehler, von der Seite des Kaisers auf Capri weg und nach Rom zu gehen. Vermuthlich darum, weil er meinte, nur in der Hauptstadt die letzte Hand an das vielverschlungene Gewebe seiner Entwürfe legen zu können. Der Empfang, welchen er fand, mußte in dieser Meinung ihn noch bestärken. Der Senat und das Volk bewillkommten ihn, als wäre er schon der wirkliche und anerkannte Herrscher. Und doch sollte es mit seiner ganzen Herrlichkeit so rasch zu Ende gehen, daß wir verstehen, wie Cassius Dio mit Bezug auf diesen Sturz sagen mochte: „Ein Gott selbst, welcher einen so baldigen und schrecklichen Umschlag der Dinge geweissagt hätte, würde keinen Glauben bei den Menschen gefunden haben.“

Nach Sejans Abreise von Capri hatte Tiberius seinen Großen den Prinzen Gajus, genannt Caligula, einen Enkel seines Bruders Drusus, als den muthmaßlichen Thronfolger nach der Insel kommen lassen. Diese gute Gelegenheit benützte die Großmutter Caligula's, die noch lebende Witwe des Drusus, Antonia, auf welche der Kaiser allzeit großes Vertrauen gesetzt hatte, um brieflich ihrem Schwager über alle die Zettelungen, Ausschweifungen und Pläne Sejans die Augen zu öffnen. Die Wirkung dieser Aufklärung war nichtbar. Der Günstling, der Vertraute, welchen er aus dem Nichts zur höchsten Höhe emporgehoben, war der Verfälscher seiner Schwiegertochter, der Mörder seines einzigen Sohnes, der Verderber der kaiserlichen Familie, ein Laster- und Frevelbube, welcher augenscheinlich auch nicht anstehen würde, seinen Wohlthäter selber zu vernichten, sobald das ihm zweckfördernd erschiene!

Die ganze Hute von Grimm und Wuth, welche sich seit lange, lange in der Brust des Kaisers, zu dessen Verfinsternung auch der zwei Jahre zuvor erfolgte Tod seiner Mutter Livia nicht unwesentlich beigetragen, angesammelt und aufgestaut hatte, brach jetzt aus und los. Der kranke Greis wurde ein blutleuchtender Tiger. Ja, nur mit dem Gebahren eines Königtügers, welcher zum Todessprung auf sein Opfer sich niederbückt, ist das grauenhaft listige Verfahren zu vergleichen, welches Tiber einschlug, um den Verräther und Mörder Sejan zu umstricken und zu vernichten. Am 18. Oktober des Jahres 31 n. Chr. fiel zu Rom der erschütternde Blitzstrahl. Der auf der Zenithöhe seiner Macht und Sicherheit sich wahnende Verräther ward plötzlich in offener Senats Sitzung angeklagt, verhaftet und noch an demselben Tage hingerichtet. Damit aber nicht genug: ein so fürchterliches Strafgericht erging über Sejans ganzen Anhang, daß die Gassen der Straßen Roms vom Blute dampften.

Fünzig Jahre hernach hat Juvenal in der 10. seiner Satiren jenen oktoberlichen Schreckenstag in seinem pathetisch-drahtischen Rothurnsil geschildert und hat daraus abschließend die freilich nicht neue Moral gezogen, daß der süße und der saure Pöbel („turba“) steigenden Glückspitzen allzeit den Hof mache, gefallene aber hasse („sequitur fortunam ut semper et odit damnatos“).

Wie es dem Alten auf Capri zu Muth gewesen, bezeugt einer seiner in jenen Tagen an den Senat gerichteten Briefe, an jener bekannten Stelle, alwo er den Verzweiflungsschrei ausstieß: „Was ich an euch schreiben soll, versammelte Väter, oder wie ich es soll oder ob ich dormalen gar nicht schreiben soll, mögen alle Götter und Göttinnen mich noch verderblicher treffen, als ich täglich mich getroffen fühle, wenn ich es weiß.“

Nach sechs Jahre lang schleppte der Greis die Dual seines Daseins weiter, augenscheinlich von häufigen Anfällen von Zorn, ja von Tobsucht heimgesucht. Trotzdem ist von der gäng und gähen Ueberslieferung, Tiberius habe sich alle diese Jahre hindurch auf seinem Inselfels förmlich in teuflich ausgefeilten Granamkeiten oder abwechselnd damit in namenlosen Lüsten gewälzt, bei näherem Zusehen manches, vieles sogar als offenbare Uebertreibung oder bare Verleumdung zu streichen. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß Tiber in seinen letzten Jahren seiner gränzenlosen Menschenverachtung allerdings den Ausdruck der vollendetsten und schonungslosesten Tyrannei gegeben hat. Er schien es darauf angelegt zu haben, ausfindig zu machen, was alles die Menschen sich bieten und gefallen ließen, wie weit sie es in seiner Slavenhaftigkeit bringen könnten, und wenn er wieder eine recht sprechende Probe davon erhalten, hat er wohl, wie Cassius Dio meldet, in dämonischer Schadenfreude ausgerufen: „Wann ich todt, mag die Welt im Feuer aufgehen!“ Daraus ist, gelegentlich bemerkt, zu ersehen, das das pompadour'sche: „Nach uns die Sündflut!“ und das metternich-genü'sche: „Uns wird es wohl noch aushalten!“ nur Plagiate gewesen sind.

Zu Anfang des Jahres 37 n. Chr. fühlte sich der greise Tyrann plötzlich von jenem Drang, den Ort zu wechseln, ergriffen, welcher ja Menschen, über denen die Hand des Todes schwebt, häufig anfaßt. Er machte sich von Capri nach dem Festland auf und reiste nach Tusculum, um daselbst, jedoch mit Vermeidung Roms, seine alte Schwägerin Antonia zu besuchen. Auf der Rückfahrt nach seiner Insel erkrankte er unterwegs, ließ sich nach der am Vorgebirge Misenum gelegenen Villa des Lucullus bringen und dort ist er am 16. März genannten Jahres gestorben, nicht, wie sich widersprechende Sagen wollten, eines gewaltigen, sondern eines natürlichen Todes. Ahtzehn Jahrhunderte später hat ein deutscher Dichter, Emanuel Geibel, den „Tod des Tiberius“ meisterlich geschildert. Das ist wohl die bedeutendste Aeußerung, welche die geschichtliche Erscheinung des Alten von Capri bislang der Poesie abgewonnen hat. Das Trauerspiel des dänischen Dichters Hauch, obzwar nicht ohne Verdienst, reicht an seinen Gegenstand nicht heran.

Und die Summe unserer historischen Betrachtung?

Diese: — Tiberius trat auf als ein Vollstrecker des Strafurtheils, welches die Weltgeschichte als Weltgericht über das antike Weltalter und namentlich über das Römerthum gesprochen hatte. Immer zu Zeiten, wann die Menschheit sich, die Gesellschaft brandig und faulig geworden, kommt so ein strupfreicher Aderkasser daher, so ein dämonisch fähner und rücksichtsloser Arzt, dessen einziges Recept lautet: Eisen und Feuer!

Ein wunderlicher Heiliger.

Novelle von Hans Hopfen.

(Fortsetzung.)

Pater Otto ließ sich jeden Gang wohl schmecken, redete auch seiner Ruhme fleißig zu, so daß sie nach und nach sich bald von dieser, bald von jener Speise vorlegen ließ, ohne freilich recht zu wissen, ob und was sie aß, und er stieß mit Edgar wiederholt an und trank ihm zu „auf Erfüllung guter Wünsche!“ und allen Beiden „auf eine glückliche Zukunft!“

Der Priester zeigte sich in so unbefangener und guter Laune, als ob er bei einem richtigen Hochzeitsmahl säße, so daß die anderen Beiden, je länger die Tafel währte, desto weniger aus

dem wunderlichen Heiligen klug wurden. Sie sahen sich einander erst fragend, dann wieder liebevoll an. Edgar's Zweifel an der Geliebten schwanden, und Bianca konnte sich des Einfalles nicht erwehren, daß der Vetter am Ende gar ihre Flucht begünstigen möchte.

So kam es, daß die zweite Hälfte der Sitzung sich in der That nicht so unbehaglich wie die erste gestaltete, daß ab und zu das Mädchen und ihr Baron ein Wort in die Unterhaltung warfen, deren Kosten bisher nur Pater Otto ganz allein bestritten hatte, und daß nach und nach ein munterer Geist über der Verhandlung

Kapdruck verboten. Uebersetzungsgerecht vorthehalten.

schwebte, in welchem den Hütern der Frau Wichin und den besseren Weinen Edgar's mehr zugesprochen wurde, als ihren Vorgängern auf demselben Tisch.

Die ganze Situation erschien den beiden Liebesleuten wie ein seltsames Räthsel. Aber sie schickten sich darin in Erwartung baldiger Auflösung desselben und hofften schon nicht mehr Zerstörung, sondern Förderung ihres kühnen Planes durch den verwandten Gottesmann, welchem nichts Menschliches fremd war.

Es hörte sich auch anfangs ganz so hoffnungsvoll an, wenn Vater Otto, nachdem die Tafel aufgehoben worden, den Vorschlag machte, den Kaffee draußen auf einer Bank unter den Nußbäumen einzunehmen, wo man vom Wirthshause fern und vor jedem neugierigen Ohr sicher war. „Denn, meine lieben Leut'“, fügte er hinzu, „wir haben jetzt ernsthaft mit einander zu reden und was nur wir Drei allein hören und erwägen sollen.“

Er ging voraus durchs Gras, nicht anders, als wollt' er den beiden Verliebten Zeit gönnen, sich ihre Verwunderung über so merkwürdiges Eingreifen in eigenste Absichten auszudrücken und ihre Gedanken an einander zu sammeln.

Sie hielten auch alsbald zu einander, und ein Kreuzfeuer von leisen Fragen trug doch etwas zur Erleichterung ihrer verblüfften Seelen bei.

„Hatten Sie eine Ahnung, Bianca, daß er wußte . . .“

„Baron, wie mögen Sie so etwas nur denken . . .“

„Ich gestehe, daß ich Arges und Aergeres dachte . . .“

„Aber Edgar!“

„Was er nur vorhat?“

„Ich weiß es nicht!“

„Wie wär's, wenn wir rasch einspannen ließen und ihn vor der Nase davonführen?“ sagte Sperber, dem die Lage der Dinge wieder gar nicht geheuer schien. Der Schwarzrod hatte wieder eine verdammt ernsthafte Miene aufgesetzt, wie er nunmehr dort drüben im Schatten der Nußbäume ein kleines Brevier, zwischen dessen Blätter er den rechten Zeigefinger gesteckt, ab und zu vor die Augen brachte, und also betend im grünen Grase auf- und niederwandelte, als wär' er allein.

Sie hätten ihn jetzt vielleicht wirklich entwischen können.

Aber Bianca schüttelte zu dem leisen Vorschlage hastig den Kopf. Der Einfluß, den Vater Otto als Vetter, Freund und Lehrer von Kindheit an auf sie geübt, war viel zu groß, als daß sie nicht empfunden hätte, was er in dieser Stunde sagen werde, sei von entscheidender Wichtigkeit für ihr ganzes Leben und müsse gehört werden, wenn sie vor sich selber nicht feig und erbärmlich erscheinen wolle.

Der Entschluß stand ja nach wie vor noch bei ihnen allein! Und sie sah trotz ihrer Weigerung, sich der Unterredung mit dem Mönche zu entziehen, den Geliebten aus ihren blauen Augen so innig an, daß er keinen anderen Willen mehr hatte, als den ihrigen.

„Kinder, der Kaffee ist da!“ rief nun der Choherer von den Bäumen her, wo eine Magd das Tuch über den Tisch breitete und Tassen und Kanne zierlich genug aufstellte.

Die Beiden traten langsam näher.

Sperber suchte nach Bianca's Hand, und die Sorge seines Herzens ließ ihn noch einmal das Bedenken aussprechen: „Er wird Sie überreden?“

„Nein, Edgar!“ antwortete das schöne Mädchen. „Verlassen Sie sich auf mich! Ich bin nicht von denen, die ihr Wort zurücknehmen!“

So schritten sie Hand in Hand auf den Nußbaum zu, wo Vater Otto die zierlichen Schalen mit der duftigen braunen Moccabrühe vollgoh und, als ob er hier der Hausherr wäre, sie den Ankommenden kredenzte.

Schweigend schlürften alle drei, und als sie fertig waren und die Tassen wieder auf den Tisch setzten, sahen sie einander fragend, erwartungsvoll, schier feierlich an.

Der Priester nahm eine Cigarre aus Edgar's verbindlich dargereichtem großen Reise-Etui, dankte, machte sich Feuer, warf das Schwefelhölzchen auf den Boden, trat das Klämmchen aus, that einen langen Zug und hub dann, während er den ersten Rauch der Havanna von sich blies, also an:

„Was Ihr nun wollt, meine lieben theueren Freunde, das ist klar. Ihr wollet einander angehören fürs Leben, und selb- ander in die schöne weite Welt ziehen . . .“

„Und mein Engagement in Königsberg antreten!“ warf Bianca festen Tones dazwischen, als Vater Otto seiner Cigarre noch einmal eine lange duftige Rauchwolke entzog.

„So ist es!“ fuhr er fort. „Ihr habt es beide vielleicht nicht richtig angefaßt. Aber Geschehenes tadeln hätte hier keinen Zweck. Baron Sperber war vielleicht nicht offenerzig genug mit sich selbst und gegen den Dufel nicht klar genug. Aber Dein Vater ist ein Grobian. Ich weiß Alles. Passons la-dessus.“

Weniger klar dürfte nun aber Euch, meine lieben verehrten Freunde, sein, was ich will.

Vor Allem Eins: ich will Euch in Euerem Vorhaben nicht hindern! Glaubt, daß ich von Herzen Euer guter, treuer, redlicher Freund bin!“

O und ah! schollen jetzt von Nahrung halb unterdrückt durch einander. Von beiden Seiten rückte eines der Verliebten an den trefflichen Otto heran. Bianca, deren Augenwimpern feucht waren und suchte, faßte mit beiden Händen zutraulich seinen Arm und Edgar legte seine männliche Rechte auf die schlanken blaffen Finger des gelehrten Mönchs.

Dieser redete weiter unentwegt: „Ja, ich bin Euer wahrer Freund und werd' es Euch beweisen, mit Hintanfegung meiner Person, ich werde gerne Tadel und Strafen auf mich nehmen, um Euch zu Willen und Eurem Lebensglück förderlich zu sein.“

Denn,“ und er seufzte tief auf dabei, „ohne harten Tadel und ohne schwere Strafen für mich wird es nicht hingehen! Mag es darum sein!“

Ihr seht mich fragend an? Ihr verleht mich nicht? Nun denn, so machet Euch auf und folget mir und Ihr werdet Alles begreifen!

Ich habe drüben im Dorf in jener Kirche, deren spitzes Thürmchen Ihr aus dem Thalgrunde hervorstechen seht — es ist keine halbe Stunde hinüber — ich habe dort Alles vorbereitet, um Euch Beide vor des Herrn heiligem Altar als rechte und gerechte Brautleute zusammenzugeben und den Bund fürs Leben nach den Satzungen der Kirche zu segnen.

Ihr mögt Euch denken, daß es nicht ganz einfach zugegangen sein kann, meinen verehrten Amtsbruder in Christo, den dortigen Herrn Pfarrer, in solch eine abnorme Bestimmung einwilligen zu machen. Aber ich habe Alles auf mich genommen, ich werde jede Verantwortung vor der bürgerlichen Behörde, wie vor dem Herrn Erzbischof tragen. Es muß sein, daß ich darum leide. Aber ich will es mit Freunden thun, um Sünde zu verhindern und Euch glücklich zu wissen.“

Die Cigarre war nun doch ausgegangen. Bianca lehnte mit dem Angesicht auf Otto's Arm, und ihre leisen Thränen rannen langsam an dem schwarzen glänzenden Stoff seines Ärmels hinab. Edgar aber hatte die Hand des Redenden losgelassen, er starrte betroffen in die Tischplatte hinein, kante die Lippe und bewegte kaum hörbar in verhaltener Ungeduld die Fingerspitzen auf dem Affecttuch.

Otto achtete dessen gar nicht und sprach weiter in gleichmäßigen Fluß und leidenschaftsloser Betonung:

„Euch glücklich und vereint zu wissen, wird mein Trost im Leiden sein. Und Ihr werdet mir ein treues Gedenken bewahren, wie ich jetzt Euren Herzenswunsch erkannt habe und mich beeile ihn zu erfüllen.“

Denn daß das Euer Herzenswunsch ist, nicht wie die Wahnsinnigen und die Verächtlichen in die weite Welt hinauszurufen, sondern wie ehrliche christliche Eheleute überall Gottes Wege zu wahren, das nehm' ich als sicher an. Jedes andere Vermuthen wäre eine Schmach.

Ich ermögliche Euch nur hier und sofort, was Ihr mühsam und langsam im fremden Lande hättet suchen müssen.

Besser und klüger wär's ja, Ihr lehrtet um und machtet Alles nach der Regel und nach gutem Gebrauch in Ordnung.

Aber ferne sei es von mir, Euch zu drängen! Ich keine Deinen abenteuerlustigen, romantischen Sinn, liebe Bianca. Ich weiß, daß Dein Vater Euch Beide nicht sehr freundlich aufnehmen und jedenfalls sich lange Bedenkzeit ausbitten würde. Fahret denn aus in Gottes Namen! Aber nicht ohne den Ring am Finger! nicht ohne den Segen der heiligen Kirche!“

Vater Otto griff bei diesen Worten in die Westentasche und zog ein Bündchen Seidenpapier hervor, darin zwei Ringlein eingewickelt waren.

warf
igarie
leicht
keinen
genug
Dein
us.
ehyten
nicht
blischer
durch
n den
waren
n und
Zinger
wahrer
meiner
n, um
Fadel
Mag
Nun
Alles
spiges
es ist
ereitet,
te und
Leben
ch zu
Christo,
umung
immen,
e, wie
darcum
it ver
lehnte
hränen
Ratten
n los-
ute die
ld die
gleich-
roft im
wahren,
beeile
Wahr-
urafen,
Sege zu
mutthen
mühsam
machtet
ung.
kenne
a. Ich
ch auf-
würde.
n Ring
che und
ein ein-



In der Plättstube.

Aus dem Werke: „Das Lob des tugendsamen Weibes“.
Von Ludwig von Kramer.

Er nahm sie heraus, erhob sie zwischen zwei Fingerspitzen und sagte: „Ich habe auch dafür schon gesorgt!“

Dabei sah er die beiden jungen Leute jetzt erst des Genaueren an, einen nach dem andern, als wollt' er die Wirkung seiner Worte an ihren Gesichtern erkennen.

Er sah in seines Nüchterns nassen Augen, auf ihren nassen zuckenden Wangen, daß er zu ihr nicht umsonst geredet hatte; er sah, daß diese nassen Augen jetzt in ihr Vorhaben wie in einen Abgrund blickten, dessen Tiefe, dessen Grausen sie jetzt erst ahnte. Er sah an der weltmännischen Verlegenheit Edgar's, daß dieser ihn zu allen Teufeln wünschte und dennoch nicht im Entferntesten dazu gestimmt war, den Weg nach der Dorfkirche einzuschlagen.

Darum zog er gleich herbere Saiten auf und sprach etwas rascher, etwas bewegter, die Uhr in der Hand und ihre Zeiger betrachtend:

„Der Weg ist, wie gesagt, kaum ein halb Stündchen weit. Ihr könnt den Wagen nachkommen lassen. Er wird uns leicht einholen und jedenfalls nach der Ceremonie bereit stehen, Euch sofort ins Weite zu bringen. Die heilige Handlung wird kurz sein. Etwas Predigt hab' ich Euch ja jetzt schon vorab gehalten. Der bessere Rest ist bald gesprochen. In anderthalb Stunden vielleicht, jedenfalls in zwei Stunden, mögt Ihr Euer Hochzeitsreise mit Gott antreten, ohne sonstige Verzögerung von irgend einer Seite zu befürchten.“

Was weiter hier darauf folgen muß, werd' ich besorgen und werd' ich dulden! — Was ich aber niemals dulden würde (dabei hob er das Haupt hoch und sprach mit einschneidendem Ton), das wäre, wenn Du Bianca Dein ganzes Lebensglück auf eine Lanne, Deine Ehre auf einen himnwärtigen Einfall verwetten, Dich zu Grunde richten, Deinen Vater unglücklich machen und das Andenken Deiner seligen Mutter im Grabe schänden möchtest. Für die lustige Woche eines Verführers bist Du mir zu schade! — Ferne sei es von mir, solch einen Argwohn gegen Sie zu hegen, lieber Herr Baron von Sperber! Entschuldigen Sie gütigst, daß ich nur die Möglichkeit einer solchen Spitzbüberei in Rede stellte! Verzeih mir das auch Du, Bianca! Aber Du wirst mir zugeben, daß ich in jenem Fall das Recht und die Pflicht hätte, Dich einfach am Arm zu nehmen, Dich, kost' es was es wolle, in Deines Vaters Haus zurückzuführen und allen weiteren Anfechtungen eines oder mehrerer Kiesel vorzuschleiden, die vollkommene Sicherheit böten.“

„Ja, ja!“ schluchzte Bianca, der die ganze Scene ungemein gefiel und die, ohne Sperber darum minder gut zu sein, ihren Vetter jetzt als den Retter ihres Lebens, ihrer Tugend und ihrer Ehre bewunderte und bedankte.

Finster blickte Sperber auf all diese höchst überraschende, nach seiner Meinung höchst unmotivirte Nüchternung.

„Nun, Herr Baron?“ nahm jetzt Vater Otto wieder das Wort. „Wollen wir aufbrechen? Es ist Zeit.“

In unferem guten Sperber war bei all diesen Reden des Priesters und Angesichts des Verhaltens, welches Bianca dabei an den Tag legte, der kaum entlassene Verdacht von Neuem und mit erhöhter Macht wiedergekehrt. Er glaubte in der ganzen Geschichte ein von langer Hand abgetarntes Spiel zu erkennen, wodurch er, der ahnungslose, blind vertrauende Fremdling, ins Garn gelockt und, eh' er sich's versah, mit einer Frau beglückt werden sollte, mit einer Frau, die ihm in der That bis zu dieser Minute in jedem Sinne begehrenswerth erschienen war, die ihm aber die Nothwendigkeit, sie auch in aller Form Rechtsens ehelichen zu müssen, noch niemals weder in Gesprächen noch in Andeutungen nahe gelegt hatte. Unter andern Umständen und wenn ihm die Familie Katschenberger nur einigermaßen besser behagt hätte, wäre er gewiß selber zu dieser Idee geziehen. Ja, auch trotzdem vielleicht, denn er liebte Bianca von Herzen und mehr sogar, als er wußte. Aber sich in so brutaler Weise von einem hinterlistigen Pfaffen übertölpeln zu lassen und ein Madel, das sich mit solch einem Pfaffen übertölpeln, verschworen hatte, in das alte Patrizierhaus an der Alster als seine Gemahlin heimzuführen, das ging ihm doch gegen den Strich, und er hatte Mühe, seinen aufstochenden Groll zurückzuhalten und jenen nicht gleich jetzt ins Gesicht zu sagen, daß sie ihn in ganz unwürdiger Weise zum Narren gehalten hätten, daß er aber doch kein solcher Gimpel sei, um sich durch das Pfeifen des impertinenten Mönchs auf die von Fräulein Scandriani so glatt gestrichene und so zierlich dargereichte Leimruthe locken zu lassen. Nein, auf also lächerliche Weise wollte Sperber

troß seiner großen Gutmüthigkeit und seiner noch größeren Verliebtheit nicht leben bleiben.

Er war nicht der Mann der lauten Grobheit. Er wollte Bianca, die Huterlistige, obwohl er sie in diesem Augenblick unbedenklich mit dem nächsten besten Tischmesser hätte erdolchen mögen, nicht beleidigen. So hielt er noch mit Worten an sich. Aber sein Angesicht verräth deutlich genug, daß er nicht gesonnen sei, die Opfer, welche der Chorherr für seine Gewissensruhe zu bringen dürftete, sofort anzunehmen. Abwehrend seine wohlgepflegten Fingernägel und die beiden gegenüberstehenden Menschen betrachtend, sprach er endlich:

„Eure Hochwürden werden es begreiflich finden, wenn mich dero Vorschlag überrascht hat, wenn ich mich nicht sogleich in denselben finden kann . . .“

Bianca blickte den Redenden da mit weit offenen Augen erschreckt an. Ihrem theatralisch bewegten Gemüthe war der Vorschlag des Veters himmlisch schön und alle Sorgen und Zweifel mit einem Schlage lösend erschienen. Diese Trauung in der waldborgenen Dorfkirche, mit dem jungen Priester auf der einen Seite, der sie einst geliebt hatte und der nun, um sie glücklich zu wissen, geistlichen und weltlichen Strafen entgegenging, mit dem gepackten Reisewagen, der sie gleich nach dem Amen in die ferne Fremde führen sollte, auf der anderen Seite, das war ja ein Altluß, wie man ihn rührender weder in der Oper noch in der Burg sehen konnte. Sie hörte ordentlich die Musik des vollen Orchesters dazu. Nach ihrem Sinn mußten jetzt Edgar und sie dem hilfreichen Priester zu Füßen stürzen oder ihm doch um den Hals fallen und ihm unisono für diesen glorreichen Einfall danken, um sofort die nächste Scene vorzubereiten und ihr Glück zu beschleunigen.

Wie Edgar sie jetzt in seinen Gedanken mit fränkendem Verdacht überhäufte und aus seinem Herzen zu schieben suchte, so schien er ihr mit jedem Worte, das er sprach, kleiner zu werden, zu einer ganz gewöhnlichen Dandystalt einzuschrumpfen und jeden kühnen Zauber zu verlieren.

Er fuhr fort: „Vor Allem muß ich Sie bitten, hochwürdiger Herr, mir kein Unrecht zu thun. Ich bin kein Don Juan: mein Sinn steht weder auf Verführen noch auf Entführen. Wenn ich in diese, allerdings ein wenig abenteuerliche Ausfahrt willigte, so geschah es, weil Fräulein Bianca es so haben wollte und weil ich sie so herzlich liebte, daß ich jeden ihrer Wünsche zu erfüllen bereit war. Im Uebrigen glauben Sie mir, ich bin ein Freund von geregelten Verhältnissen. Aber meine Verhältnisse sind zum Heirathen nicht geregelt genug. Ich denke eben darü vielleicht etwas profaisch, etwas beschränkt, etwas kleinstädtisch. Ich denke darü, wie ich es in meiner Familie gelernt habe von Kleinauf und wie ich weiß, daß meine Familie solch einen Schritt, wie Sie ihn mir zumuthen, beurtheilen, wie sie eine Frau, die ich unter solchen Umständen, ohne Einwilligung der Eltern, unterweg's, ex improviso, gefreit, aufnehmen würde.“

Verstehen Sie mich um Gottes Willen nicht falsch! Niemand ist inniger als ich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Fräulein Bianca aller Ehren und jeder und der angehebensten Familie werth ist. Ich würde mir's als höchstes Glück ansetzen, sie in meine Familie einzuführen. Allein, dazu sind andere Vorbereitungen erforderlich, als Sie mir jetzt in Kürze vorschlagen. Ich darf gegen geltende Sitte nicht verstoßen. Ich will es auch nicht.

Mein Großonkel, James Edward Sperber, hat einen seiner Söhne wegen weit geringerer Verstöße gegen die Sitten des Hauses, als Sie mir zumuthen, enterbt.

Ich will nicht enterbt werden. Was würde dann aus meiner Frau? Und ich wünschte meine Frau in jedem Sinne glücklich zu wissen.

Ich wiederhole, daß ich glücklich sein würde, wenn Bianca meine Frau würde. Ich bin auch bereit, bei meiner Familie vorbereitende Schritte zu thun. Aber auch von Bianca's Seite müßten da Vorbereitungen getroffen werden und ganz entschiedener Art. Ich habe schon angedeutet, daß meine Familie etwas kleinstädtisch in gewisser Beziehung denkt. Fräulein Scandriani müßte von vornherein auf ihre Karriere als Bühnenkünstlerin definitiv verzichten . . .“

„Niemand!“ Klang es jetzt mit schallender Entrüstung von Bianca's Lippen. Und dann sah einer den anderen schweigend an.

Bianca hatte mit wachsender Entrüstung die Auseinandersetzungen Sperber's angehört. Sie erschien ihr bis zur Unausstehlichkeit verständlich oder vielmehr bis zum Ekel einseitig. Sie selber hatte in ihrer kindlichen opernhafte Lebensanschauung bisher nicht ans Herabsehen ernstlich gedacht. Sie wollte einen Strich ziehen unter ihr bisheriges Leben und das Weitere Gott und der Kunst anheimgelassen. Von dem Augenblick an aber, da Pater Otto die Verehelichung so leicht, so bequem, so nahe und, wohl bemerkt, in so romantische Beleuchtung gerückt hatte, war es ihr, als hätte einer eine Binde von ihren Augen abgenommen und zeigte ihren überraschten Blicken Glück und Glanz und Glorie zum Handgreifen bereit vor ihr. Sie wollte auch freudig und sogleich mit Händen darnach greifen. Und wie mit Messern stach's ihr ins Herz, als sie gewahrte, daß der sonst so verliebte, so widerspruchslos ergebene Freund Edgar es gar nicht so eilig hatte. In dieser Minute sank er thurmhoch von dem Piedestal herunter, auf das ihn ihre Schwärmerie gestellt hatte.

Mit unglaublicher Raschheit vollzog sich die Wandlung in ihren Anschauungen, und obwohl der Gedanke der Flucht doch in ihrem Köpfe gewachsen und ausschließlich von ihr diktiert worden war, so meinte sie doch aus der bisherigen Einleitung zu derselben die klare Pflicht Edgar's folgern zu müssen, einem Mädchen, das er entführt habe, vor dem ersten besten Priester am Wege die Ehre wiederzugeben.

Sperber sagte den bisher so harmlosen Spaziergang milder folgen schwer auf. Hatte er schon den Schluß seiner Rede, der die Absicht aussprach, Bianca als seine Frau zu gewinnen, nicht so sehr mit hinreißender Ueberzeugungskraft ausgestattet, sondern mehr wie eine oratorische Figur, um seinen Rückzug nicht ungedeckt anzukündigen, und etwas Kleinlaut von sich gegeben, so schwieg er nun vollends auf das entschiedene Niemals der Sängerin. Pater Otto verlor die Ruhe durchaus nicht. Er brach zuerst die peinliche Stille, die über den halbgekehrten Kaffeetisch schwebte, indem er sagte: „Ich nehme gern als Blutsverwandter meiner Ruhme Kenntniß von Ihren ehrenwerthen, nur etwas weit ausblickenden Vorlägen, Herr von Sperber; kann aber nicht umhin, mein Bedauern darüber anzusprechen, daß Sie bei den großen Rücksichten, die Sie auf die Sitten und Anschauungen Ihrer werthen Familie nehmen, auf die Ehre unserer Familie so wenig Rücksichten zu nehmen belieben, wie . . .“

Edgar wollte hier ärgerlich auffahren. Aber der Chorberr wehrte mit lächelnder Miene der Unterbrechung und vollendete, mit den Händen auf den Tisch und dessen Zurückung deutend, seinen Satz mit den Worten: „wie unser ganzes Hiersein doch wohl beweist.“

Dann zu seiner Ruhme sich wendend fuhr er leiser fort: „Du siehst, liebe Bianca, das dritte Gedek war nicht von Ueberfluß.“

Sie sank schluchzend an seinen Hals.

„Du bist doch einverstanden, daß ich Dich nunmehr ins Haus Deines Vaters zurückbegleite?“

Bianca war keines Wortes mächtig und schüttelte nur bejahend das blonde Haupt, ohne das Angesicht zu zeigen, denn sie weinte nicht nur um Sperber's Kleinmuth und Verrath, sondern auch um den Zusammenbruch all der guten Gedanken, welche sie seit Wochen hoch über die dumme wirkliche Welt erhoben hatten.

„Dann bleib mir weiter nichts übrig, Herr von Sperber,“ sagte Pater Otto, nun ganz in den Ton weltmännischer Freundlichkeit einlenkend, „als Ihnen für den gelungenen Auszug und das vortreffliche ländliche Mahl, mit dem Sie uns erfreut haben, vielmals zu danken und Sie zu bitten, nunmehr den Wagen beschleunigen zu wollen, damit er uns nach der nächsten Bahnstation bringe, von wo aus ich meiner Ruhme das Geleite nach Wien geben will. Es möchte die Stimme Bianca's unter der Abendluft leiden, die hier im Gebirge doch manchmal auch im Sommer recht bedenklich wirken kann.“

Edgar, blaß bis in die Lippen, verbeugte sich und sagte: „Ich werde sofort selbst Auftrag geben!“ Und er ging mit langen, weniger als sonst schwebenden Schritten dem Hause zu.

Aber der sorgsame Schani mußte schon ohnehin die Stunde zum Aufbruch reif erachtet und darum die Pferde eingeschirrt haben, denn kaum, daß der Baron verschwunden war, rollte der Unmutterte schon um die Ecke, und das flotte Gefährt stand zur

Abfahrt bereit. Bianca hatte kaum Zeit gehabt, den Zipfel ihres Taschentuchs mit Wasser zu befeuchten, um die brennenden Augen zu kühlen und die Spuren ihrer Thränen von den Wangen zu wischen.

„Komm!“ sagte Pater Otto und reichte ihr den Arm. Ihr war zum Umsinken elend. Der jähe Wechsel in Allem, was sie empfand und dachte, diese ganze Umkehr ihrer Hoffnungen und Wünsche wollte ihr das Herz abdrücken. Sie entwand sich dem Priesterarm, es schien, als wollte sie laut auf den Himmel schreien. „Laß Dir vor den fremden Leuten nichts anmerken!“ räumte Pater Otto dem Mädchen zu. „Fassung! Stolz! Da kommt die Frau Wirthin schon herangestürzt zum Abschiede. Willst Du eine Künstlerin sein, so spiele nur gleich hier etwas Komödie und lächle, wenn Dir auch das Weinen näher ist.“

Sie hob das Haupt, und richtig, sie lächelte das grüzende Bauernweib huldreich an, das der „gnädigen Frau“ noch einen bunten Feldblumenstrauß in den Wagen reichte und dem Hochwürdigen demüthig die Hand küßte.

Edgar ward von diesem Lächeln Bianca's nach all dem, was eben hier vorgegangen, nicht wenig erbozt. Eine herzlose Kokette voll gemeiner Absichtlichkeit sah er nunmehr in diesem blonden Frauenzimmer und weiter nichts, während dieses mit aller Gewalt den Ausschrei bittersten Grams in ihrem sterbensbangen Busen niederkämpfte.

Laut sagte Sperber nichts weiter, als daß nun auch er mit vollendeter Höflichkeit den Priester neben Bianca zu sitzen, für sich selber aber um Erlaubniß bat, hier zurückbleiben zu dürfen, wo er noch Einiges zu ordnen habe.

„Wohin befehlen Hochwürden?“ fragte Schani, sich vom Bode rückwärts wendend und den lichtgrauen Hut hoch über dem zinnrothen Gesichte lästend.

Pater Otto nannte den Namen der Bahnstation, und der Sand knirschte unter den kreisenden Rädern. Edgar verbeugte sich noch einmal und tief, Pater Otto bedankte sich noch einmal, Bianca sah noch einmal in des Eingeliebten blaßes boshaftes Gesicht — und schon lag das kleine Gasthaus hinter ihnen. Lautschluchzend weinte das Mädchen, das vor wenigen Stunden mit ganz anderen Gefühlen in denselben Kissen ausgefahren war.

Auf einmal fuhr sie empor. „Warum lässest Du gleich nach dem Bahnhofe fahren?“ fragte sie. „Du mußt doch vorher in die Kirche dort drüben und Alles abbestellen, was Du für die Trauung angeordnet hast. Nicht?“

Der Priester schüttelte gelassen das Haupt. „Das thut nicht noth!“ antwortete er. „Der Vorbereitungen waren nicht so viele.“

Dann schwieg er, ohne Bianca weiter anzusehen. Diese jedoch betrachtete ihn mit brennenden Augen, als wollte sie Beantwortung der Fragen, die jetzt in ihrem Inneren aufstauten, aus seinen stillen Zügen lesen.

Vielleicht hatte Pater Otto gar keine Vorbereitungen in jener Kirche treffen lassen; vielleicht hatte er mit dem dortigen Herrn Pfarrer niemals ein Sterbenswörtlein über ein matrimonio segreto seiner Nichte gewechselt, und zwar aus dem guten Grunde, weil er die Menschen besser kannte und von vornherein seiner Sache sicher war, sicher, daß dieser Herr von Sperber, der sich einen Hauptspah daraus machte, mit einer angehenden Sängerin ins Blaue hinein zu knitteln, nie daran denken würde, sich mit einem kleinen Bürgermädchel aus der Josefstadt, mit einem leichtgläubigen, überspannten, ehrgeizigen Ding ohne Namen, ohne Geld wirklich und endgültig zu verheirathen. In einem Scherz, auch wenn's ein recht kostspieliger war, wie so eine mehrmonatliche Hochzeitsreise nach Italien oder Paris, war er jederzeit geneigt — heirathen aber, das ging über den Spah!

War es nicht abscheulich von Pater Otto, sich mit solchen Gedanken getragen zu haben? O gewiß! Aber war es nicht noch viel abscheulicher von Edgar, daß Jener mit diesen abscheulichen Gedanken Recht behielt?

Ihr Herz krampte sich zusammen. Sie haßte Pater Otto, sie haßte Edgar von Sperber, sie haßte sich selbst und das Leben, das ihr bevorstand. Der Ekel schüttelte sie. Nie vordem hatte sie sich mit Seel' und Leib in einem so entsetzlichen Zustande befunden wie nun. Zum ersten Male dachte sie, daß ein jäher Tod gar kein so übles Geschick wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Lebkuchen und Marzipan.*

Zuckerwerk verdirbt der Kinder Leiber, Schmeichelei die Weiber," sagt ein altes Sprichwort. Trotz dieser Mahnung werden in dem letzten Viertel jedes Jahres für die fröhliche Weihnachtszeit so ungeheure Massen von Zucker verarbeitet, daß die Zuckerkrisse sofort aus der Welt geschafft sein würde, wenn man auch in den übrigen neun Monaten so menschenfreundlich wäre, den Mitmenschen das Dasein so viel als möglich zu verüßeln. Unter all den Süßigkeiten aber, die an dem im Kerzenlicht strahlenden Christbaum hängen oder unter denselben gelegt werden, nehmen zwei die hervorragende Rolle ein: Lebkuchen und Marzipan. Beide sind altehrwürdige Leckerbissen, welche eine Geschichte haben und dazu, wie wir beweisen wollen, eine recht interessante. —

Da das Alter den Vortritt hat, so müssen wir uns zunächst mit dem Lebkuchen beschäftigen, der schon einige Jahrhunderte hindurch in Deutschland gegessen wurde, bevor sich die Zähne und der Magen an das Marzipan gewöhnt hatten. Bereits vor 600 Jahren erfreute sich an dem duftigen „Lebknoche“ oder „Lebnoche“ Jung und Alt, Weltlich und Geistlich; hauptsächlich letztere Kategorie, denn aus den Siben der mittelalterlichen Kultur, aus den Klöstern, ist der Lebkuchen hervorgegangen. Sein Name ist der Verwandter seiner Herkunft. Der erste Theil des Wortes stammt aus dem mittellateinischen *libum*, das ist Pfaden, welche halbgelehrte Zusammensetzung uns berichtet, daß das süße Gebäck zuerst an geistlicher Stätte bereitet wurde. Die Klosterküchener waren in dieser Beziehung besonders erfindertisch, und heute noch melden die Namen löstlicher Bäckereien, wie Nonnenbräuerei, Nonnenplätzlein etc., wenn sie ihren Ursprung verbaufen. —

In Nürnberg, das heute noch als Hauptstätt der Lebkuchen-Industrie anerkannt wird, spielten die Lebkuchen im 15. Jahrhundert auch außerhalb der Klostermauern schon eine hervorragende Rolle. Kaiser Friedrich III., der sich oft und gern in der alten Reichsstadt aufhielt, hatte Kunde erhalten, daß dieselbe sich eines reichen Kinderlegens erfreue. Um diesen einmal in seiner ganzen Größe überblicken zu können, beehrte das Reichserbkönig alle Kinder unter 10 Jahren mit seiner Einladung. Aus allen Gäßchen und Gassen zappelten am Sonntag nach Himmelfahrt des Jahres 1487 die aufs Bierliche gepußten Mönchen und Fräulein zur feierlichen Burg hinauf. Bald waren deren gegen 4000 im Stadtgraben unter derselben versammelt, der wohl seit dieser Zeit immer ein so fröhliches Gewimmel gefaßt hat. Die kleinen Gäste fühlten sich außerordentlich wohl dabei, und es gelang ihnen sogar, das Oberhaupt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation in Verlegenheit zu bringen; als der Kaiser, hocherfreut über die muntere Schar, „dieser artigen und unschuldigen Menge der Deutschen“ außer Wein und Bier auch Lebkuchen reichen ließ, entwickelten dieselben in der Vertilgung eine solche außerordentliche Thätigkeit, daß die Vorräthe nicht hinreichten und mancher Wunsch unbefriedigt blieb. An Verzögerung litt also schon damals die Nürnberger Jugend nicht! Als besonderer Schmuck war den Lebkuchen das Bildniß des hohen Herrscher aufgedruckt; man nannte deshalb von damals an die zur Vertheilung gekommene Art Lebkuchen die „Kaiserlein“.

Der Schmuck und die Verzierungen, welche unsere Vorfahren jedem ihrer alltäglichen Gebrauchsgegenstände zu verleihen mußten, erstreckte sich also auch auf die Leckerbissen, an denen sie sich ergöteten. Während wir uns heute mit ganz glatten Lebkuchen, die höchstens durch einen Stern von Mandeln oder Citronat geschmückt sind, begnügen müssen, hat e man in früheren Zeiten das Vergnügen, zugleich die schönsten und interessantesten Darstellungen, wie das

Urtheil des Paris, David mit der Harfe, die Geburt Jesu, Maria mit dem Kinde, das eigene oder das Wappen anderer Familien, prächtig gepußte Frauen und Männer in der Tracht ihrer Zeit, zu Fuß und zu Pferde, Schlittenfahrten (Fig. 7) etc. kurzum den ganzen Bilderkreis mitverschlucken zu dürfen, den die Holzschmitte und Stiche jener Zeiten

aufzuweisen. Die frommen Weichhinder des Pfarrers Joh. Dittelmaier zu St. Jakob in Nürnberg druckten 1631 sogar das Bildniß des beliebten Geistlichen auf ihre Lebkuchen — sie hatten ihn also zum Fressen gern. Das labelhafte Ungeheuer, das uns auf Fig. 5 so drohend anblinzt, gehört noch dem 15. Jahrhundert an und dürfte wohl demnächst seinen 400jährigen Geburtstag feiern. 100 Jahre jünger ist der stolze Reitersmann (Fig. 3), dessen Pferd etwas kurz ausgefallen ist. Die reichgeschmückte vornehme Dame (Fig. 4) entzückte, ebenso wie der bewaffnete Herr (Fig. 1) im 17. Jahrhundert die Kinder, während wir in der anderen (Fig. 2) eine mit der Brautkone geschmückte bürgerliche Dame erkennen, die bei fröhlichem Hochzeitsmahle die Tafel zierte.

Die ältesten professionsmäßigen Verkäufer der Lebkuchen waren die Bäcker; sie theilten sich später in Schwarz- und Weißbäcker, von letzteren ionderten sich dann mit der Zeit die Zuckerbäcker und Lebkuchner, auch Lebkücher und Pfefferkuchler genannt, ab. In Nürnberg z. B. gehörten die Lebkuchner bis zum Jahre 1613 zu den Weiß- oder Losbäckern und bildeten erst von da an eine besondere Zunft mit eigener Ordnung, die sich aber bald zu der angesehensten der deutschen Lebkuchnerzünfte aufschwang. Der Altdorfer Professor Wagenheil (geb. 1633, gest. 1705) spendet in einem seiner Werke vom Jahre 1697 deren Erzeugnissen großes Lob: „Die rechten guten Nürnberger Lebkuchen oder Pfefferkuchen, welche angenehm von Geschmack und eine rechte Magenstärkung, auch angenehm beim Trunk sein, haben noch niemals, wie sehr man sich auch darum bemühet, anderwärts können nachgemacht werden, ob man gleich Nürnberger Lebkuchner und alle ihre Zuthat und Werkzeug dazu gebrauchen und verschrieben hat.“

Aber auch die Lebkuchen anderer Städte erfreuten und erfreuen sich theilweise noch heute eines ungeheuren Rufes, so die von Bielefeld, Braunschweig, Bremen, Breslau, Danzig, Pilsnitz, Thorn u. s. w. Von ganz besonderer Güte müssen auch die Illmer Lebkuchen gewesen sein; soll doch nach einer Anekdote in Christoph Weigel's Abbildung der „Gemein-Nürnbergischen Haupt-Stände“ (1698) ein Graf von Werdenberg seine Grafschaft Albeck „mehrtheils in Illmischen Lebkuchen verschlucket“ und bei dieser angenehmen Beschäftigung immer gerufen haben: „Wie schmecken sie so gut! Wehr her! Wehr her!“

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts trat der Lebkuchenfabrikation ein gewaltiger Feind entgegen; nämlich seinem lebkuchenfreundlichen Vorfahren Friedrich III. hob Kaiser Josef II. in seinen Erbländen die Lebkuchnerzünfte gänzlich auf und verbot zu gleicher Zeit die Einfuhr fremder Leb- oder Pfefferkuchen. Hatte der große Kaiser eine Ahnung, daß die Lebkuchen ihren Ursprung in den von ihm gleichfalls aufgehobenen Klöstern genommen hatten, und trat er nur deshalb so feindlich gegen die Lebkuchen auf? Oder wollte er in seiner allumsfassenden Fürsorge nur seine Unterthanen vor verdorbenen Mägen und leeren Geldbeuteln bewahren? Jedenfalls war der Kaiser mit der Annahme der Alten, durch welche sich diese wohl nur selbst täuschen und das Lebkuchenerien entschuldigen wollten, daß die Lebkuchen eine „rechte Magenstärkung“ seien, nicht einverstanden. Noch weniger hätte ihn die von Christoph Weigel gegebene Ableitung des Wortes Lebkuchen



Fig. 1. Herr in der Tracht des 17. Jahrh.



Fig. 3. Reiter vom Schlusse des 16. Jahrhunderts.



Fig. 2. Braut des 17. Jahrh.



Fig. 4. Dame in der Tracht des 17. Jahrh.

* Sämmtliche Abbildungen zu diesem Artikel sind nach Holzschnitten der alten Motet des Germanischen Museums zu Nürnberg angefertigt.

gepaßt; sie sagt nämlich, „weil das Honig, sowohl innerlich als äußerlich gebraucht, ein zur Lebensunterhaltung sehr seltenes Mittel ist und viele hundert Jahre bewahrt befunden worden, daß mancher dadurch sein Leben sehr hoch gebracht und nächst Gottes Weisheit ein hohes Alter erlangt, so mag der von Honig bereite Kuchen hiervon den Namen Lebkuchen bekommen haben, als welcher das Leben gleichsam stärkt und mit neuer Kraft begabt.“ Mehr hätten dem Kaiser wohl die damit nicht übereinstimmenden Worte des Arztes Guallherus Rivinus oder Ruff entsprechen, der in seinem im 16. Jahrhundert erschienenen „Spiegel der Gesundheit“ schrieb: „Die Lebkuchen oder Lebküchen mit Honig und Mehl gebacken sind harter, schwerer Dünung (Verdaumung)“. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, schön war es von Josef II., zu dessen Verehrern wir sonst gehören, nicht, daß er die Kinder seines Reiches mit einem Federtrich dieses Lebkuchens bewandte, die der Ansicht huldigten, daß Lebkuchen ein viel richtigerer und treffenderer Name für dieses Gebäck sei als Lebküchen.

Ueber die Verhältnisse des Lebkuchengewerbes zu Anfang unseres Jahrhunderts berichtet der Schweinfurter Oberpfarrer J. P. Voit in seiner „Fahrlässigen Beschreibung der gemeinnützlichsten Künste und Handwerke“ vom Jahre 1805: „Zu dessen nimmt die Anzahl der Lebküchner im Reich immer mehr ab und sie wenden sich lieber zur Kaufmannschaft, weil sie von der Lebkücherei allein sich nicht ernähren können. Selbst in Nürnberg ist die Anzahl der Lebküchner sehr vermindert worden, und der weltberühmte Nürnberger Leb- oder Pfefferkuchen hat den Verfall dieser Profession nicht verhüten können.“

Sollte dieser Rückgang vielleicht eine Nachwirkung der Gegnerschaft des Kaisers Joseph sein? Deute ist von diesem Verfall in Nürnberg nichts mehr zu vernehmen; die Lebkuchen-Industrie steht vielmehr daselbst in der Gegenwart in höherer Blüthe als je. Nur ein Theil der Nürnberger Lebküchen wird jedoch jetzt noch innerhalb der engen, krummen, malerischen Straßen und Gäßchen der Stadt gefertigt; die hervorragenden Firmen haben sich vielmehr außerhalb der Mauer in den Vorstädten großartige Fabriklokale gebaut, in welchen sie mit allen Hilfsmitteln, wie sie die fortgeschrittene Technik der Neuzeit und ein im großen kaufmännischen Stile betriebenes Geschäft bietet, ihre süßen, jeder Konkurrenz die Spitze bietenden würzigen Lebküchen anfertigen, die am Christfest allüberall hochwillkommene Gäste sind und unter seinem deutschen Weihnachtsbaume fehlen. Wahrer denn sie sind die im Jahre 1683 von Schwundin geschriebenen Worte: „Die Kinder halten einen Lebkuchen höher als Gold und Silber.“

Es wäre aber irrig, hieraus den Schluß zu ziehen, daß sie deswegen die übrigen Bäckereien, speciell das Marzipan, etwa mit Verachtung trafen! In ihrem Namen haben sie auch noch einen Vorzugspfad für diese Bäckereien reservirt und zwar nicht erst in der Gegenwart, sondern schon seit Hunderten von Jahren. Im 16. Jahrhundert hatte das Marzipan sich bereits das Bürgerrecht in den deutschen Landen erworben; es stammt aber aus Wälschland, wie sein Name, der wahrscheinlich aus pane, Brot, und dem lateinischen maza, Mehlsbrei, Milchnuss, zusammengesetzt ist, verräth, und ist jedenfalls durch den Handelsverkehr mit Italien, aus welchem Lande Deutschland ja so viele Süßigkeiten zugekommen sind, im 15. Jahrhundert auch im Norden bekannt geworden. In Lübeck, woselbst man vorzügliche Marzipan herzustellen versteht, erzählt man sich über den Ursprung des Marzipans, zugleich eine Deutung des Namens verjüngend, daß einstmals alle Kräfte verdarben und eine so große Hungersnoth entstand, daß die Menschen Heu und Gras essen mußten und der Bischof Brot, wie eine wälsche Kuh groß, in Sachsen drei Pfennige kostete. Zum Andenken an diese betrübte

Zeit baute man in der Folge am Marktstage reich gewürzte Brötchen in dieser Größe, welche man das Marktbrod, Marci panis nannte.

Bei den Festen der Fürsten, des Adels und der reichen Bürger spielte das Marzipan und anderes Zuderwerk eine große Rolle; es war „gemeinlich auf den fürstlichen oder bergleichen Tafeln“ in großen Massen zu finden, namentlich mit Rücksicht auf die anwesende Frauenwelt, „dann dieses ein Ding ist, das insonderheit dem liebreichen Frauenzimmer lieb und annehmlich ist.“ Der große schöne Doppeladler in großen Abbildungen mit der Jahreszahl 1650 und den Chiffren F. III., dessen Original über einen Fuß im Durchmesser hat, prangte unzweifelhaft auf einer Tafel des Kaisers Ferdinand III. zu Regensburg. Das kleine Wappen mit den gekreuzten Schlüsseln über dem Adler ist das der Stadt Regensburg; von dort ist auch der Model nebst einer Reihe anderer sehr hübscher in das Germanische Nationalmuseum gelangt, in dessen Sammlungen die Originalmodel unserer heutigen Abbildungen sich befinden.

Auch die reichen Patricier in den deutschen Reichstädten trieben einen großen Luxus mit den Süßigkeiten. Die durch ihre außerordentliche Prachtliebe bekannte Gesellschaft Limburg zu Frankfurt am Main geleitete bei den Hochzeitsfesten ihrer Mitglieder zum Schlusse Bräutigam und Braut zum Beilager nach Hause, woselbst noch allerhand Schleckwerk köstlich von Zuder, Marzipan, Kuchen, Gebäckes gereicht wurde, welches allerhand Geschöpfe von Tieren und Vögeln, auch allerhand Heirathssymbole darstellte. Es ist nicht zu verwundern, daß man zu jener Zeit, in der man mit Schaustücken und Schan-Essen, welche mandimal von den in ihnen verhedden Thieren die Tafel entlang gezogen wurden, eine so große Verschwendung trieb, auch das Marzipan sich mancherlei Anstrengungen gefallen lassen mußte. Als Meister in der Erfindung solcher Schan-Essen wird der Nürnberger Zuderbäcker Hans Schneider genannt, der um 1695 seine Thätigkeit begann und bei festlichen Tafeln ein willkommener Mitarbeiter war. Vielleicht gab seine Thätigkeit den Anstoß, daß der Nürnberger Rath in seiner Hochzeitsordnung vom Jahre 1603 nachstehendes Verbot erließ:

„Nachdem auch eine zeitbero diese Neuerung aufkommen, daß die Marzipan, so man bisweilen bei den Hochzeiten und Handchlägen auf unnothwendiger Zierd, einem Schanessen gleich, zugerichtet und aufgetragen worden, welche Zierd, ungeachtet deren Niemand genießen können, oftmals mehr als die Marzipan selbst gekostet: Als will ein Ehrwieser Rath solche Zierd der Marzipan, als einen unnützen Ueberfluß, hiermit gänzlich abgestellt haben, bei Straf 5 Gulden, also daß, wer hinfüro der Marzipan sich gebrauchen will, dieselbe ohne einige fernere Zierd auftragen lassen soll.“

Wie noch heute, scheinen auch schon damals die Aufwärter unter den Vordrängen gewaltthätig gewirksam zu haben, denn in derselben Ordnung wird ihnen geboten, „nichts weiteres von essenden Sachen, Marzipan oder andern, weg zu thun und ihren Kindern mitzubringen. Zu Leipzig sah sich der Rath 100 Jahre später — 1701 — veranlaßt, ein Verbot gegen den Luxus zu erlassen, der mit dem Marzipan bei den Tausen getrieben wurde; er ordnete an, „daß ein jeder die Wahl habe, einen Marzipan oder Kuchen zum Gebetterstücke zu geben, jedoch, daß bei denen Vor-

nehmsten kein Marzipan über zwei Reichsthaler und kein Kuchen über einen Thaler koste; Handwerks- und gemeinen Leuten aber sollen zu Gebetterstücken Marzipan durchaus verboten, auch sonst in gemein alle Marzipane, welche bishero bei Austheilung der Pfandstücken von Etliden mit beigelegt worden . . . abgeschafft sein.“ Nach Leipziger Marzipan war auch der General Tilly einmal lästern; am Abend vor der Schlacht



Fig. 5. Fabelhaftes Ungeheuer (Greif), vom Ende des 15. Jahrhunderts.



Fig. 6. Großer Reichsadler von 1650, mit den Initialen Ferdinand's III.

bei Leipzig (1631) forderte er von dem Kaiser noch eine große Menge von Lebensmitteln, darunter auch mancherlei Confect und 80 Pfund Marzipan. Die Schläge, die er von Gustav Adolf des andern Tages bekam, verdarben ihm jedoch den Appetit gründlich. Da, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht, ließen seine Gegner eine ganze Reihe mit Kupfern gezierter Spottblätter gegen ihn los, welche die anzüglichen Titel „Sachlich Confect“, „Neu gedruckte Confect-Tafel“ und ähnliche führten.

Es gab verschiedene Sorten von Marzipan. Das zu Frankfurt am Main 1587 erschienene Kochbuch des Churmainzischen Hofkoches Marx Kumpolt führt weißen und grünen Marzipan, von Mandeln, welschen Käffen, rothen Haselnüssen und Zirkelnkernen, sowie Marzipantröpflein auf. Das Bäcker Kochbuch der Anna Weferin von 1609 enthält auch ein Rezept für Quitten-Marzipan. Die „eröffnete Akademie der Kaufleute“ (1767) meldet, daß man auch Pistazien, Aprisosen- und Firsichkerne zur Bereitung des Marzipans verwendet. Es wurde eben in den verschiedenen Städten und zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Weise bereitet, und sein Name ist in einzelnen Gegenden auf manche Väterei übergegangen, die grundverschieden von dem fösslichen, in der Hauptsache aus Mandeln, Zucker und Eiern bereiteten Marzipan Norddeutschlands ist. So wird z. B. in der Nürnberger Gegend eine ganz geringwerthige Sorte Zuckerbäckerei als Marzipan bezeichnet, die auch noch den anzüglichen, aber ganz richtigen Namen „Wasserzucker“ führt.

Die alten Model, mit welchen das Marzipan ausgedrückt wurde und die von den Lebtuchmodellen nur schwer zu unterscheiden sind,



Fig. 7. Schlittenfahrt im 17.—18. Jahrhundert.

Aus den „Memoiren des Generals H. S. Grant“.*

Wenige Tage vor seinem am 23. Juli d. J. erfolgten Tode hat der berühmte Feldherr im amerikanischen Secessionskriege und zweimalige Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika seine Memoiren beendet. Jenem des Oceans sah man der Publication dieser Aufzeichnungen wie einem seltenen Ereigniß entgegen, und noch vor Ausgabe des Buches wurden auf Grund vorläufiger Anzeigen bei dem glücklichen Verleger gegen 300 000 Exemplare bestellt. Wenn diese Heften in die Hände unserer Leser gelangen, wird gerade der erste Band dieser Memoiren erschienen sein und die Kritik sich darüber entscheiden können, ob das Gebotene wirklich den hohen Erwartungen entsprechen, ob das Gebotene wirklich den hohen Erwartungen entsprechen. Die inneren politischen Kämpfe der Bürger unter dem Sternenbanner und die Schlachten-schilderungen aus dem großen Bürgerkriege liegen uns ziemlich fern, und darum vermissen wir an dieses Werk nicht den sensationellen Maßstab zu legen, mit dem es im Vaterlande Grant's gemessen wird. Trotzdem wird auch der deutsche Leser diese Memoiren schwerlich ohne Interesse verfolgen. Was ihn in denselben fesseln muß, das ist nicht allein der Lebensgang des großen Mannes, der aus eigener Kraft zu den höchsten Stufen des Ruhmes emporsteigt und dann unter schweren Schicksalsschlägen und eigenen Fehlern zu leiden hat. Mehr noch als Grant selbst rückt uns in den Memoiren der eigenartige Hintergrund, von dem sich seine Gestalt abhebt, das eigenartige amerikanische Leben, das mit allen seinen Mängeln und Vorzügen vor unsern Augen in unverfälschter Wahrheit sich abwickelt. Erst wenn wir dieses Leben, das wie ein breiter ungedämmter Strom dahinfließt, kennen gelernt haben, werden wir auch das Werden und Wachen Grant's begreifen. Der Autobiograph mag noch so geschickt sein und noch so beharrlich die Absicht verfolgen, die Welt, für die er schreibt, nicht zu tief in sein Innerstes schauen zu lassen — hier und dort, hingerissen durch die Macht des Gefühls und den Eindringlich-scheinbar nebensächlicher Ereignisse, verräth er, indem er den Charakter Anderer schildert, seine eigenen Vorzüge und Schwächen. —

Grant war ein geborener Soldat, aber kein Geschäftsmann; das beweist das Endschicksal seines Lebens, und der Mangel der fähigen geschäftlichen Berechnung spiegelt sich in vielen kleineren und größeren Begebenheiten wieder, über die er in der unterhaltendsten Weise in seinen Memoiren plant.

In der Jugendzeit spielen bei ihm Pferdegeschichten eine hervorragende Rolle. Schon als achtjähriger Knabe war Grant auf den Pferdehandel gegangen und benahm sich dabei nichts weniger als schlau. „Wenige Meilen von unserer Dorfe“, berichtet er, „lebte ein Herr Kalfston, der ein Hengstfüllen besaß, welches ich sehr gern gehabt hätte und für das mein Vater 20 Dollars geboten hatte, während Kalfston 25 verlangte. Ich war so begierig, das Füllen zu bekommen, daß ich nach dem Weggange des Besitzers meinen Vater bat, mir zu gestatten, daß ich es für den verlangten Preis kaufe. Mein Vater erlaubte es mir, bemerkte aber, das Pferd sei nicht mehr als 20 Dollars werth, und beauftragte mich, diese nochmals zu bieten; würde das Gebot nicht angenommen, sollte ich 22½ Dollars, und erst, wenn ich das Füllen dafür nicht erhielt, 25 Dollars geben. Ich stieg sofort zu Pferde und ritt zu dem Besitzer des Füllens. Als ich zu Herrn Kalfston kam, sagte ich zu ihm: Papa meint, ich solle Ihnen 20 Dollars für das Hengstfüllen bieten; wenn Sie aber damit nicht zu-

frieden seien, solle ich Ihnen 22½ Dollars bieten, und wenn Sie auch diesen Preis nicht annehmen würden, 25 Dollars geben.“ Man braucht nicht gerade aus Coniectur geblüht zu sein, um den schließlich vereinbarten Preis zu errathen. Dieser Handel hat mir vielen Vergnügen bereitet, denn die Geschichte wurde unter den Knaben des Dorfes bekannt, und es dauerte lange, bis ich sie zum letzten Male hörte. Knaben trennen sich über den Nummer ihrer Gefährten, wenigstens pflegten die Knaben im Dorfe es damals zu thun, und im späteren Leben habe ich gefunden, daß die Erwachsenen ebenfalls nicht frei von dieser Eigen-thümlichkeit sind. —

„Ich war kein Konniss und besaß auch nicht die Fähigkeit, einer zu werden.“ schreibt er an einer andern Stelle. „Der einzige Platz, welchen ich in meinem Leben ausfindig gemacht habe, wo ich ein Papier so hinlegen konnte, daß ich es wiederzufinden vermochte, war entweder die Seitentasche meines Rockes oder die Hand eines Schreibers oder Secretärs, der achtsamer war als ich.“ Einmal im Leben, und zwar in einem hochwichtigen Augenblicke, hatte Grant die Folgen einer ähnlichen Nachlässigkeit, die Andere gegen ihn verschuldet haben, tragen müssen.

Am 21. Mai 1861 richtete er beim Ausbruche des Secessionskrieges einen Brief an den Generaladjutanten der Vereinigten Staaten-Armee, in dem er der Regierung bis zum Schlusse des Krieges seine Dienste anbot. Dieser Brief besaß den Namen, der später die Heere der Nordstaaten zum endgültigen Siege führte, hatte sonderbare Schicksale. Grant erhielt vom Generaladjutanten keine Antwort!

„Ich nehme an“, fügt er beim Erwähnen dieser Thatsache hinzu, „daß er das Schreiben kaum gelesen hat; höheren Orts kann es sicherlich nicht vorgelegt worden sein. Nach dem Kriege wandte sich General Badeau, der von dem Briefe gehört hatte, an das Kriegsministerium und bat um eine Abschrift desselben. Das Schreiben konnte nicht aufgefunden werden, und Niemand erinnerte sich, es je gesehen zu haben. Ich selbst hatte keine Kopie von demselben genommen. Lange Zeit nach dem bezüglichen Gesuch des Generals Badeau fand der zum Generaladjutant der Armee ernannte General Townsend den Brief beim Zusammenpacken von Papieren vor der Räumung seines Bureaus an einer abgelegenen Stelle wieder. Er war nicht vernichtet, aber auch nicht in regelmäßiger Weise aufbewahrt worden.“

Grant wurde bekanntlich später vom Gouverneur Yates zum Obersten des 21. Illinois-Regimentes ernannt.

Charakteristisch für Grant sind einige Bemerkungen, die er an geringfügige Ergebnisse während des mexikanischen Feldzuges knüpft:

Auf einem Ausfluge, den Grant, ein gewisser Benjamin und August nach Austin unternommen hatten, erkrankte Legrier und blieb in der Crischaft Goliad zurück, während Grant und sein anderer Gefährte die Reise fortsetzten:

„Am ersten Abend, nachdem wir Goliad verlassen hatten“, erzählt der Verfasser, „hörten wir gerade vor uns das unheimliche Geheul von Wölfen. Das Prairiegras war so hoch, daß wir die Bestien nicht sehen konnten, allein der Schall deutete an, daß sie ganz in der Nähe seien. Meinem Ohr kam es so vor, als seien sie in so großer Zahl da, daß sie unsere

* „Memoiren des Generals H. S. Grant“, Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Erster Band. Leipzig, F. W. Brockhaus 1886.

ganze Gesellschaft, Pferde und alles, bei einer einzigen Mahlzeit hätten verschlingen können. Derjenige Theil von Ohio, in welchem ich geboren bin, war zwar nicht dicht bevölkert, allein die Wälder waren schon lange vor meiner Abreise vollständig vertrieben worden. Benjamin stammte aus dem noch dünner bevölkerten Indiana, wo der Wolf noch über die Prärien schweift. Er kannte die Natur dieser Thiere und ihre Fähigkeit, in geringer Zahl den Menschen glauben zu machen, daß ihrer sehr viele sind. Er ritt unentwegt in der Richtung, aus welcher das Geheul kam, weiter, und ich folgte ihm auf dem Fuße nach, da es mir an moralischem Muth fehlte, umzukehren und mich zu unserm kranken Gefährten zurückzugeben. Wenn Benjamin vorgeschlagen hätte, wieder nach Gollad zurückzukehren, würde ich ohne Zweifel nicht nur den Antrag unterstügt, sondern auch meine Meinung dahin ausgesprochen haben, daß es eigentlich sehr hartherzig von uns sei, Anzur schon an dem ersten Orte im Stich zu lassen, allein Benjamin schlug die Umkehr nicht vor. Und als er sprach, geschah es nur, um die Frage an mich zu richten: Grant, wie viel Wölfe, glauben Sie, sind in jener Bande? Da mir bekannt war, in welcher Gegend er zu Hause war, und er wahrscheinlich meine, daß ich die Zahl überschätzen würde, so beschloß ich, ihm meine Bekanntschaft mit dem Thiere dadurch zu beweisen, daß ich die Zahl, weit geringer als möglicher Weise richtig war, angab, und antwortete in gleichgültigem Tone: O, etwa zwanzig! Er lächelte und ritt weiter; eine Minute später waren wir ihnen ganz nahe, noch ehe sie uns erblickt hatten. Es waren ihrer gerade zwei, die, auf den Hinterbeinen sitzend und die Mäuler dicht zusammen scheidend, all das fürchterliche Geheul ausgestoßen hatten, das wir während der letzten zehn Minuten gehört hatten. Ich habe später oft an diesen Vorfall gedacht, wenn ich den Lärm einiger enttäuschter Postlitter gehört habe, welche ihre Genossen verlassen hatten. Ihre Zahl wird immer für größer gehalten, als sie in Wirklichkeit ist, wenn man sie zählt."

Oftentlich eines Duells, das in der Nähe des Lagers zwischen „ein paar Herren“ stattgefunden, giebt der amerikanische General folgende Erklärung ab: „Ich glaube nicht, daß ich je den Muth haben würde, ein Duell zu bestehen. Sollte mir Jemand ein solches Unrecht zufügen, daß ich gewillt wäre, ihn zu tödten, dann würde ich doch nicht geneigt sein, ihm die Wahl der Waffen, womit dies geschehen soll, der Zeit, des Ortes und der Entfernung, aus der ich ihn ums Leben bringen will, zu überlassen. Sollte ich dagegen Jemand so schwer beleidigen, daß er berechtigt wäre, mich zu tödten, dann würde ich, falls ich von meinem Unrecht überzeugt wäre, jede vernünftige und in meiner Macht stehende Buße thun. Ich bekämpfte das Duell aus edlern Gründen, als den hier angegebenen. Ohne Zweifel würde ein großer Theil der ausgetrochnen Duelle nicht zum Austrage gebracht worden sein, wenn es den Be-theiligten nicht an moralischem Muth gefehlt hätte, den Zweikampf abzulehnen."

Wie nicht anders zu erwarten war, bietet der erste Band der Memoiren, der die militärische Laufbahn Grant's umfasst, vorzugsweise überraschende Einblicke in das Armeewesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ernste und heitere Bemerkungen und Auseinandersetzungen wechseln in großer Fülle ab. In den trefflichsten Charakterzügen gehören ohne

Zweifel diejenigen der Generale Scott und Taylor, der Vorgesetzten Grant's im mexicanischen Feldzuge. In Betreff des letzteren finden wir folgende humoristische Episode:

General Taylor hat nie großen Pomp oder Prunk entwickelt, sowohl was Uniform, als auch was Gefolge betrifft. Bezüglich der Kleidung war er vielleicht gar zu einfach, indem er im Felde selten etwas trug, was seinen Rang zeigte oder ihn auch nur als Officier erkennen ließ, und dennoch war er von jedem Soldaten seiner Armee geliebt und von allen geachtet. Ich erinnere mich nur eines Falles, bei welchem ich ihn in Uniform gesehen habe, und von einem zweiten habe ich erzählt hören. Bei beiden Gelegenheiten war er unglücklich. Der erste Fall ereignete sich in Corpus-Christi, wo er vor dem Ausbruch der Armee eine Parade über dieselbe abzunehmen beschloß und die diesbezüglichen Befehle ertheilt hatte. Oberst Twiggs war damals bei der Armee der Zweitbesten im Range, ihm wurde daher der Oberbefehl bei der Parade übertragen. Ihn am nächsten im Range stand Oberst und Titular-Brigadegeneral Worth, der bezüglich des Tragens der Uniform ganz andere Ansichten hatte als General Taylor und der kraft seines Titularranges die Superiorität über Oberst Twiggs beanspruchte, wo der Dienst es mit sich brachte, daß der Eine oder der Andere den Befehl führte. Worth weigerte sich, als Untergebener von Twiggs bei der Parade zu erscheinen, bis die Frage an höchster Stelle entschieden worden sei. In Folge dessen fand die Parade nicht statt, und die Angelegenheit wurde nach Washington zur endgültigen Erledigung berichtet. —

Die zweite Gelegenheit, bei welcher General Taylor seine Uniform getragen haben soll, war ein Besuch, den der Flaggofficier des vor der Mündung des Rio Grande liegenden Geschwaders ihm abzustatten beabsichtigte. Als die Armee an dem genannten Fluße stand, ließ der Flaggofficier dem General sagen, daß er ihm an einem bestimmten Tage seine Anwartschaft machen würde. General Taylor, dem es bekannt war, daß die Marine-Officiere bei allen feierlichen Gelegenheiten die vom Geleite gestattete Parade-Uniform zu tragen pflegten, hielt es für nicht mehr als höflich, seinen Gast in derselben Weise zu empfangen. Er ließ deshalb seine Uniform ansputzen und reinigen und besetzte sich mit derselben, ehe der Besuch eintraf. Nun kannte der Flaggofficier aber die Abneigung des Generals Taylor gegen das Tragen der Uniform, und da er glaubte, daß Letzterer es als eine Höflichkeit auffassen würde, wenn er in Civilkleidung erschiene, so war er bei dieser Gelegenheit nicht in Uniform gekommen. Die Zusammenkunft soll in Folge dessen beiderseits große Verlegenheit bereitet und die Unterhaltung größtentheils aus Entschuldigungen bestanden haben."

Schon aus diesen Citaten werden unsere Leser den Charakter der Memoiren erkennen. Sie sind weder trocken noch langweilig. Grant berührt in denselben vielfach wichtige politische Fragen, weis aber auch über die Fälle seiner Erinnerungen zu schöpfen, um in interessanten Erlebnissen das Bild des Zeitalters, in dem er wirkte und lebte, wiederanzudeuten. Und darin hat er das Rechte getroffen. Aftenstücke über Staatsaktionen verwarft man in den Archiven; in den Memoiren findet man den vollen Menschen, wie er lebte und lebte — und wir finden ihn in der That in den Memoiren des Generals U. S. Grant.

Blätter und Blüthen.

Weihnachtsbüchertisch für die Jugend. Auf einen rechten Weihnachtsfest für die Jugend gehört auch ein gutes Buch, für den Faustbad sowohl, der eben erst mit dem ABG sich abgemüht hat, wie für den schon Herangewachsenen, der bald an der Grenze des Jugendalters angekommen ist. Jede Altersstufe ist auch in diesem Jahre auf das Reichste bedacht. Fragen Sie uns, und wir sind mit Vergnügen bereit, Ihnen für jeden Ihrer Lieblinge etwas Kostendes zu nennen.

Für einen sechsjährigen Bubens Junack? Wohl, aber wir möchten das Alter nicht so bestimmt abgrenzen. Zählt der Bubbe ein Jahr weniger, so möchte er auch schon Anzen davon haben, und zählt er eines oder zwei mehr, so muß er gleichfalls mit lachendem Gesicht sich in die Bilder und Verse und Geschichten vertiefen können. Und haben Sie keinen Bubben, der zu bedenken ist, so geben Sie's getrost dem Mädchen, das in diesem Alter steht. Hier soll ein Unterschied noch nicht zur Geltung kommen.

Also „Kinderstubegeheimnisse“, so betitelt sich zuerst dreißig kleine Erzählungen von M. Niedergesäß (Stuttgart, Gebr. Kröner), die wir gern auf jeden Festlich zaubern möchten, der hübschen Geschichten wegen und dann auch um der reizenden Bilder willen, mit denen Fritz Bergen dieses Buch schmückt hat. Ein zweites schönes Geschenk ist die „Glückliche Kinderzeit“ von G. Chr. Dieffenbach (Bremen, M. Heinsius), illustriert von Meister Feder Plüner, dem wir so manche humorvolle, dem kindlichen Auge und Gemüth angepasste Zeichnung verdanken und der sich auch in seinen Bildern zu den herrlichen Kinderliedern Dieffenbach's wieder aufs Beste bewährt hat. Luise Fichler's „Märchengarten“ und „Märchenpracht und Fabelschere“ (Stuttgart, W. Neißke) erscheinen in ansagezeichnet ausgestatteten neuen Auflagen, so daß sie des Erfolges im Voraus sicher sind. Victor Blüthgen und Professor C. D. Osterdinger vereinigen sich zur Herausgabe eines Buches „Goldne Kinderstage“ (Stuttgart, W. Essenberg), von dessen hervorragendem Verthe man sich schon bei flüchtigen Durchblättern überzeugt. Johannes Trojan und Rudolf Geißler erfreuen gleichfalls mit einem reizenden Kinderbuche, dem sie den Titel „Goldne Jahre“ Nürnberg, V. Amersdorffer) gegeben haben. Die in sehr gutem Farbendruck ausgeführten Bilder M. Geißler's haben noch den besonderen Reiz, daß sie nicht der Phantasie des Künstlers entzogen, sondern als malerische Ansichten aus der Stadt der Meisterfänger, dem alterthümlichen Nürnberg, dem wirklichen Leben entnommen

sind. „So zwitschern die Jungen“ von D. Dunder (Berlin, Alexander Dunder), illustriert von C. Glas, möchten wir ebenso warm empfehlen, wie die Neuigkeiten von Julius Schmeier. D. Dunder's Buch enthält so anspendend geschriebene Märchen und Erzählungen, daß es kaum der gelungenen Bilder bedürft hätte, damit sie sich einen weiten Freundestreis gewännen, während sie mit denselben freilich um so sicherer zum Ziele gelangen. Und Julius Schmeier, der altbekannte Jugenfreund? Er hat dieses Mal, thätigst unterthät von Johanne Trojan und Frida Schanz, ein ganzes Füllhorn über unsere Lieblinge ausgeschüttet und in „Later Nurr's Tagebud“, „Unser Hausglück“, „Fragemäulchen“, „Kinderhumor“ (Leipzig, Meißner u. Buch), sowie in den „Lustigen Kobold-Geschichten“ (Glogau, C. Flemming) Gaben für den Weihnachtsfest geendet, denen allen man den Preis zuerleihen möchte und von denen namentlich das lustliche Tagebud des Hausfreundes Murr in keinem Hause fehlen sollte, in welchem sich zwei Kinderarme verlangend nach einem hübschen Buche austreden. Man sehe sich die prächtigen Farbendruckbilder an, lese ein paar Verse, und mindestens eines der Bücher wird sicher mit nach Hause wandern. — Fast ist Ihnen die Auswahl für die Kleinsten schon zu groß? So wollen wir schließen. Aber unser Bericht würde eine empfindliche Lücke aufweisen, wenn wir nicht wenigstens noch eines Geschenkles gedenken wollten, das an seinen Geringeren erinnert, als an den alten Kinderklassiker Wilhelm Hey. Kennen Sie Elizabeth Ebeling? Die Dame hat bereits eine Reihe guter Kinderchriften herausgegeben, ihre beste aber in diesem Jahre: „Vier und Zwanzig Fabeln“ (Leipzig, C. Zwiemer), illustriert von F. Bangarß. Es wird nicht lange dauern, dann werden diese Fabeln neben denen von Hey in allen Lebensbüchern zu finden sein. Ja, die Verse sind so frisch, so einfach, so anschaulich und zum Herzen redend, daß sie als das Beste bezeichnet werden müssen, was seit Jahren auf diesem Gebiete erschienen ist.

Die „Märchen und Erzählungen für Kinder“ von Zacharias Topelius (Gotha, Fr. Andr. Perthes), sowie die prächtigen „Wintermärchen“ von Heinrich Seidel (Glogau, C. Flemming) gehören schon für ein reiferes Alter, und ebenso die unter dem Titel „Lebensfrühling“ vereinigten Erzählungen von unserem geschätzten Mitarbeiter Victor Blüthgen (Stuttgart, Gebr. Kröner). Knaben und Mädchen im Alter von 9 bis 12 Jahren werden sich an diesen Erzählungen auf das Herzlichste

erzelen. Aber auch der Vater und die Mutter dürfen sich mit Interesse in dieselben vertiefen, und das ist ja der beste Prüfstein für ein Jugendbuch, wenn sich an seinem Gehalte auch Erwachsene zu erbauen vermögen. „Die alte Freundin“ von Ottilie Wildermuth (ebenda) bedarf der besonderen Empfehlung wohl kaum. Die Verfasserin selbst ist eben „die alte Freundin“, welche in diesem Buche noch einmal zu der Kinderwelt tritt, die ihren Geschichten stets so gerne gelauscht hat. Als ein wertvolles Vermächtniß der heimgegangenen, unvergesslichen Dichterin haben die Töchter derselben diese Erzählungen, die früher in einzelnen Blättern verstreut erschienen waren, gesammelt, und nun werden sie für den Weihnachtsfest angeboten, ohne Zweifel eine der gediegensten und bestgeeigneten Gaben.

Zwei Bücher von Oskar Höder sind vorwiegend für die reifere Knabenwelt bestimmt: „Die Erfindung der Buchdruckerkunst“ (Stuttgart, E. Hänfelmann), eine fesselnde kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Mainzer Stadtleben im 15. Jahrhundert, und „Die Brüder der Hanse“ (Leipzig, Hirt u. Sohn). Diese letztere Erzählung aus der Blüthezeit des norddeutschen Kaufmannsbundes behandelt zum ersten Male eines der interessantesten Gebiete der deutschen Geschichte in übersichtlicher, fesselnder, auch der Jugend verständlicher Darstellung, und ist um so wärmer Empfehlung würdig, als der Verfasser sehr gewissenhaft gearbeitet und die Mühe nicht gescheut hat, das umfangreiche Material sorgfältig nach den besten Quellen zu sichten und aus dem Interessantesten noch das Passendste und am meisten Charakteristische auszuwählen. Gleichfalls eine originelle Arbeit ist Hermann Zahnde's Erzählung „Murburg in Afrika“ (Breslau, Max Woywod), in welcher die Schicksale der unter dem Großen Kurfürsten begründeten furbrandenburgisch-preussischen See- und Kolonialunternehmungen in der dem Verfasser eigenen anziehenden Weise geschildert werden. Hermann Hirschfeld bietet unter dem Titel „Die feindlichen Brüder“ (Leipzig, Otto Spamer) eine Erzählung aus Bayerns Geschichte im 15. Jahrhundert, während der verdiente Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt mit einer Erzählung „Königsgräb“ (Düsseldorf, Felix Bagel) vertreten ist. Ein werthvolles Buch ist ferner „Prinz Eugen der edle Ritter und sein alzeit bereiter Wachtmeister“ (Leipzig, Otto Spamer), welches Wilhelm und F. Wagner auf den Weihnachtsfest legten. Die Verfasser schildern lebendig, der Verleger sorgte für meist gute Abbildungen, die das Verständnis noch unterstützen. Hans Blum's „Heberläufer“ (Leipzig, F. W. Gebhardt) ist eine spannende, tüchtige Erzählung aus der Geschichte des nordamerikanischen Befreiungskampfes unter George Washington.

Auch für das reifere Mädchenalter sind einige neue Schriften vorzugsweise geeignet. Obenanstellen möchten wir einen Kranz historischer Erzählungen der ebenso bewährten als bekannten Jugendschriftstellerin Luise Bickler: „Diademe und Mythen“ (Stuttgart, Gebr. Kröner). Sodann schenkt Brigitte Augusti der Jugend eine neue kulturgeschichtliche Erzählung „Im Banne der freien Reichsstadt“ (Leipzig, Hirt u. Sohn). Diese beiden Bücher bilden wertvolle Bereicherungen der Litteratur für das reifere Mädchenalter, die allen süßlichen Nachschick-Erzählungen mit Goldschnitt hundertmal vorzuziehen sind. — Nicht vergessen wollen wir zwei gute Werke aus dem Verlage von E. Hänfelmann in Stuttgart: „Aus junger Tage Freud und Leid“ von G. Friedrich, eine Sammlung passender Gedichte, und „Der Mutter Trost“, Erzählung von Ottilie Richmann, beides Werke, die sich viele Freunde gewinnen werden.

Ein recht gereiftes Verständnis erfordert das interessante Lebensbild des großen Entdeckers und Missionars „David Livingstone“, nach den Quellen dargestellt von Dr. Gustav Kleininger (Stuttgart, Gebr. Kröner). Das gediegene Werk ist mit zahlreichen Illustrationen versehen und dürfte nicht nur von der Jugend, sondern von der gesammten deutschen Lesewelt bewillkommen werden. Ähnlich die Biographie des

großen Kinderfreundes und Fabeldichters „Wilhelm Hey“ von J. Donner, welche eben bei Fr. Andr. Berthes, dem Verleger der bekannten Fabeln, erschienen ist. — Für den gediegenen Inhalt der germanischen Götter- und Helbenjagen, welche Felix und Theresie Dahn unter dem Titel „Walhall“ (Kreuznach, R. Voigtländer) herausgegeben haben, bieten schon die Namen der Erzähler hinreichende Bürgschaft.

Aus der Menge der jährlich überfließenden Festgaben möchten wir nur zwei herausgreifen, die beide erster Empfehlung werth sind. „Der Jugendgarten“ (Stuttgart, Gebrüder Kröner) ist beiläufig begründet von Ottilie Wildermuth und wird fortgesetzt von deren Töchtern. Der vorliegende 10. Jahrgang, geschmückt mit 8 farbigen und 10 Tondruckbildern, ist ebenso geschmackvoll wie reichhaltig. Achtliche Anerkennung verdienen nur die bekannten „Jugendblätter“ von Isabella Braun (München, Braun u. Schneider), von denen bereits — ein gutes Zeichen! — der 31. Jahrgang vorliegt.

Sind Sie zufrieden? Die Wahl ist groß genug. Doch möchten wir Ihnen zum Schluß noch ein Unternehmen so recht ans Herz legen, das für die Jugend von unermesslicher Bedeutung geworden ist. Kennen Sie die „Universalsbibliothek für die Jugend“, welche im Verlage von Gebr. Kröner in Stuttgart erscheint und bereits bis zum 190. Bändchen vorgefahren ist? Sie finden darin die besten älteren und neueren Jugendschriften in gediegensten Ausgaben, und wenn Sie um einen geringen Betrag ansehnlich stattliche, inhaltlich werthvolle Bücher erstehen, wenn Sie eine Hausbibliothek für Ihre Kinder anlegen, eine Schul- oder Ortsbibliothek gründen oder vervollständigen wollen: greifen Sie zur Universalsbibliothek, und Sie dürfen alle Ihre Wünsche befriedigt finden! Dieterich Ebelien.

In der Pfaffstube. (Mit Illustration S. 817.) Wo finden wir heute ein Pfaffstübchen, in dem über Allem ein so poetischer Hauch schwebt, wie in dem Zimmer, das uns Meister Ludwig von Kramer aus alter deutscher Zeit vorgezaubert hat? In unseren häuslichen Einrichtungen sind wir leider so nüchtern und in unseren modernen Trachten so langweilig geworden, daß es kaum ein Wunder ist, wenn die Kunst so oft an der romanischeren alten Zeit ihre Motive heranzieht. Derselbe Gedanke leitete auch Ludwig von Kramer während der Schöpfung der dreißig Kompositionen, die unter dem Titel „Das Lob des tugendhaften Weibes“ im Verlag von Theo. Streiber in München erschienen sind. Ein Werk, einzig in seiner Art, ist es durch die innige Schönheit, die darüber ausgegossen ist, anheimelnd, wie die alten deutschen Holzschnitte, aus der besten Zeit unserer Kunst, da die scheidende Noth noch herüber spielte in die neu aufgehende Renaissance. In 22 Tondruckbildern und 8 Holzschnitten, die bewunderungswürdig durchgeführt sind, zieht uns der Künstler hinein in die schönsten Bilder des deutschen Familienlebens, zeigt uns in den großen Blättern die Frau in ihrem Beruf, diesen gegenüber, kleiner gehalten, reizende Kindergruppen. Der Zauber dieser Bilder wächst bei jeder neuen Betrachtung, so reich sind sie an geistiger Verherrlichung und so klar und rein in Entwurf und Einzelführung. Ludwig von Kramer — geboren 1840 in Augsburg — stellt sich mit diesen Arbeiten neben die Ersten unserer Zeit. Dem Werke sind zwei geistvoll geschriebene Vorworte, von Karl Gerol für die protestantische, von F. W. Weber (Verfasser von „Dreizehnlinden“) für die katholische Ausgabe, vorangestellt. Text und alle sonstige Ausstattung ist tadelloß. Allen Kreisen muß das Werk gleich zugänglich und herzerfreuend sein.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

Amalie M. in M. Das Bändchen Gedichte, welches Sie meinen, ist von Pauline Schanz herausgegeben. Die Verfasserin dieser anmüthigen Poesien lebt in Dresden. F. G. in Wien, C. Z. in Halberstadt, J. L. in Watisbor, D. M. in St. Louis, S. S. in Altona, Boistreu, A. G. in L. Mich. M. in Breslau. Nicht geeignet.

Inhalt: Coetwiesung. Eine Hochlandsgeschichte. Von Ludwig Ganghofer (Fortsetzung). S. 805. — Adolph Menzel. Von Bruno Meyer. S. 811. Mit Portrait S. 809 und Illustration S. 809. — Römische Gärten. Von Johannes Scherr. I. Eberius (Schluß). S. 812. — Ein wunderlicher Heiliger. Novelle von Hans Heyen (Fortsetzung). S. 818. — Lehden und Marjann. Von Hans Boeck. S. 820. Mit Illustrationen S. 820-822. — Aus den Memoiren des Generals H. G. Grant. S. 822. — Mütter und Mütter: Weihnachtsbescherung für die Jugend. Von Dietrich Ebelien. S. 823. — In der Pfaffstube. S. 824. Mit Illustration S. 817. — Kleiner Briefkasten. S. 824.

Als ein kleines, aber hübsches und nützliches Weihnachtsgeschenk für Gartenlaube-Leser und Leserinnen empfehlen wir unseren reich illustrierten, elegant ausgestatteten

Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1886.

Oktao-Format. In rothem Leinwandband mit Bronze- und Golddruck. Preis Mk. 1. 50.

Inhalt: **Kalendarium, statistische Nachweise, Tabellen** u. c. — **Säblos Grimmich.** Eine Erzählung aus alter Zeit von H. Eichler. Mit Illustrationen von H. Weigand. — **Orientalische Sprüche.** Uebersetzt von S. Sommer. — **Großmütterchen.** Von W. Heimburg. Mit Illustrationen von Alexander Bild. — **Leiden eines Kellners.** Schilderungen aus dem Leben einer Großstadt. Von Hermann Heiberg. Mit Illustrationen von Frh. Bergen. — **Papa muß siken.** Humoreske von Emil Peshkhan. Mit Illustrationen von Frh. Bergen. — **Die Schwestern.** Ein Bild aus engem Rahmen von A. Kemp. — **Der Straßentrüber.** Eine wahre Geschichte von Karl Braun-Wiesbaden. Mit Illustrationen von Frh. Bergen. — **Sprüche** von Emil Wittershaus. — **Gedichte in deutschen Mundarten:** Steirisch von P. K. Hofegger. **Wienerisch** von V. Chiavacci. **Schweizerisch** von Arnold Halder. **Oberbayerisch** von Karl von Leisner. **Pfälzisch** von M. Barak. **Essätschisch** von Ludwig Schmezzans. **Schwäbisch** von A. Grimminger. **Frankfurterisch** von Friedrich Stolze. **Plattdeutsch** von Klaus Groth und von Adolf Hinrichsen. **Koburgisch** von Frh. Hofmann. **Sächsisch** von Edwin Bormann. **Voigtländisch** von Gottfried Doehler. **Schlesisch** von Olga Seifert. — **Mütter und Mütter.** — **Trost bei allen schweren körperlichen Leiden.** Von Geheimrath von Anshbaum in München. — **Wetter und Wetterprognosen.** Von Dr. H. F. Klein. — **Der Bürger und Geschäftsmann vor Gericht.** — **Ein Kapitel für den deutschen Staatsbürger.** — **Das Versicherungswesen der Neuzeit.** Von Dr. W. Gallus. — **Vom Büchermarkt.** Von Rudolf von Gottschall. — **Amschau auf dem Gebiete der Technik.** Von G. van Muyden. — **Deutsche Thätigkeit auf dem Gebiete der Kolonisation und Entdeckung.** Von Dr. Emil Jung. — **Rückblick auf die Tagesgeschichte** (mit Illustrationen). Von Arnold Perls. — **Todenschan** (mit Portraits). — **Serzötschchen.** Illustration von Fr. Pighlein. — **Jägers Ball.** Illustration von Eduard Gröhner. — **Der kleine Rubens.** Illustration. — **Wädel ruck!** Illustration von Ad. Lüben u. c.

Verlag von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redacteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Reil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämtlich in Leipzig.